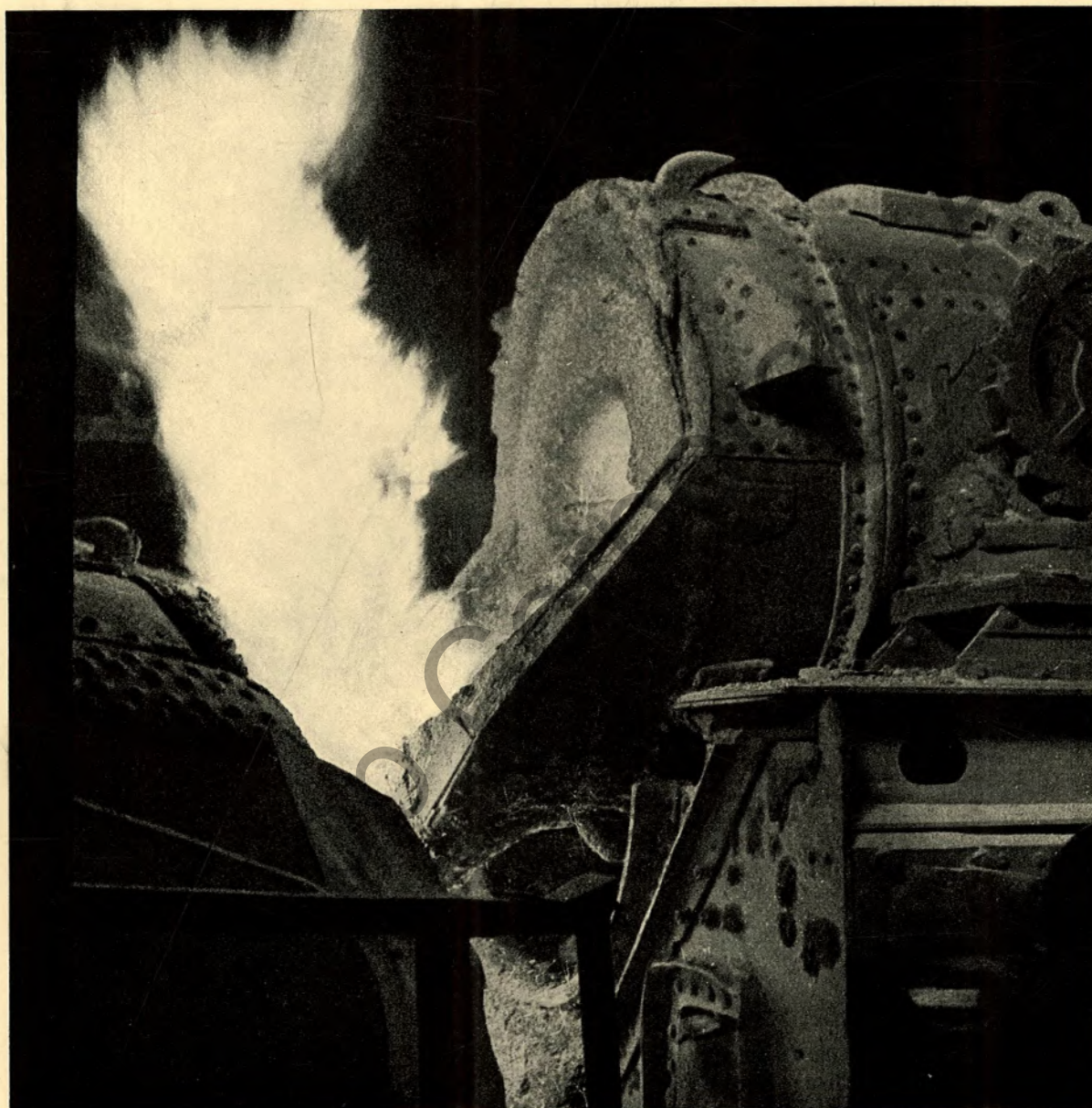


Das Werk



Dortmund-Hoerder Hüttenverein.

Lichtbild: Debus.

Aus Eisen wird Stahl.

Aus der Gießpfanne (rechts) strömt das flüssige Roheisen in die Thomasbirne (links),
um dort in Rohstahl verwandelt zu werden.

Monatsschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

XIV. Jahrg.

Düsseldorf



Juni 1934

Heft 6

Das Werk

Monatsschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

XIV. Jahrg.

Düsseldorf, Juni 1934

Heft 6

Von der inneren Bereitschaft.

Wir müssen über die großen Ereignisse unserer Tage, ihre Beziehung auf uns und das, was wir von ihnen zu erwarten haben, mit eigener Bewegung unsrer Gedanken nachdenken und uns eine klare und feste Ansicht von allen diesen Gegenständen und ein entscheidendes und unwandelbares Ja oder Nein über die hierherfallenden Fragen verschaffen; jeder, der den mindesten Anspruch auf Bildung macht, soll das.

Alles, was da geschieht, unvernommen an sich vorübergehen zu lassen, gegen dessen Andrang wohl gar geflissentlich Auge und Ohr zu verstopfen, sich dieser Gedankenlosigkeit noch als großer Weisheit rühmen, mag ausständig sein einem Felsen, an den die Meereswellen schlagen, ohne daß er es fühlt, oder einem Baumstamm, den Stürme hin und her reißen, ohne daß er es bemerkt, keineswegs aber einem denkenden Wesen. Selbst das Schweben in höheren Kreisen des Denkens spricht nicht los von dieser allgemeinen Verbindlichkeit, seine Zeit zu verstehen. Alles Höhere muß eingreifen wollen auf seine Weise in die unmittelbare Gegenwart.

Fichte, Reden an die deutsche Nation — 1808.

Kritik und Kritiker.

Dieser Aufsatz wendet sich nicht an die Berufskritiker, sondern seinem Sinne nach an alle Menschen, die am geistigen Bild der Nation mitwirken.

Von Heinz Kiecke.

Wer wird heute nicht immer wieder versucht, über den völkischen, politischen und nationalen Sinn der Dichtung nachzudenken, über die Grenzen der Freiheit des Dichtertums und über die Maßstäbe der Kritik? Wohl keiner, der bewußt im Werden des letzten Jahrzehntes stand; denn es entspricht dem Sinn des Volksstaates unserer Zeit, daß jeder einzelne, der durch die geringste Arbeit vorbereiten und erfüllen half, sich für das Ganze mitverantwortlich fühlt, als trüge er die gesamte Verantwortung allein. Diese Haltung macht den Menschen klein — kann er doch nicht laut lärmern — und zugleich groß, denn er sieht sich in ein Schicksal unermesslicher Reichweite gestellt. Das Ganze sehen und nicht nur den Teil, das Werden und nicht nur den Augenblick, die Begebenheit mit ihren Aufgaben und nicht nur die Umgebung, das sind die bewegenden Kräfte solcher Anspannung, die die Besten in Atem halten. Vor der Vielfalt aller Erscheinungen, die es einzuordnen gilt, das Gesetz und den Willen, nach denen sie angetreten und denen ihre Liebe gilt, nicht vergessen, sondern trotz aller Verstricktheiten lebendig und wahrhaftig zu erfüllen, solche Steigerung in die Aufgaben verzehrt heute ein ungeheures Stück Menschentum in der Aufbauarbeit.

Jeder Kritiker sollte solchen Grad der geistigen Spannung in sich erleben, ehe er seine Meinung äußert; soll er doch den Geist in seinen wahren Gestalten pflegen, einführen und verdämmern, loben und zügeln, ordnen und scheiden. Er soll weisen, wie es werden soll, heute verantwortlicher als je, muß er sich doch seines Auftrages immer gegenwärtig sein.

Welches ist nun der Auftrag? Es ist nicht, wie die wohlfeilen Spötter des Auslandes meinen, der harte Zwang des Staates, der der Meinung nicht die Freiheit läßt. Jene, denen die Freiheit ein Dogma wurde, das letzte Dogma vor dem Selbstmord, können nicht ermessen, daß das Leben in einer festen Ordnung starken Menschen freier dünkt als die Zügellosigkeit. Und sie waren ja niemals frei, sie hängten in den Kreisen der Entwicklung, in den Vorhöllen des Lauen hinein, den Dante so köstlich schildert. Freiheit ist nicht im Hasten, im Rennen; auch sie kennt noch eine Ordnung, einen Grund, ein Streben und Steigern. Sie ist ein weiterer Raum für Erfüllung, Vollendung, für stille Sehnsucht und starke Gewalt, sofern nur eine Kraft treibt, die nicht aus der Angst stammt, aus der Zweckmäßigkeit oder aus der Begierde. Das Maß und das Gemäße für das Glück in allen Aufgaben des Alltags und bei jeder Feier am Sonntag, so wollen wir den Sinn der rechten Freiheit umschreiben.

Aus solchem Sinn entspringt auch der Auftrag für den Kritiker, wie wir ihn heute wünschen. Kritik ist immer eine gefährliche Grenze zwischen dem Geist und dem Intellekt. Dichtungen und andere Schöpfungen vergleichen und abwägen, das ist immer ein Wagnis; und mancher Wagende dieser Art hat am Wagnis allein Gefallen gefunden und die Grenze vom Geist zum Intellekt überschritten, vom Segen zum Fluch. Andere haben sich zu arm beschieden und sind beim Bewundern geblieben. Sie sind flehende Bewunderer, ohne Stolz vor ihrem Auftrag; sie können sich das Maß nicht bestimmen, nach dem sie werfen sollen.

Die Kritik der überwundenen Zeit, die diese eben vergessene Vergangenheit bejahte, hatte recht eigentlich keinen Auftrag. Sie stand zwischen der Entwicklung, denn in dem Fortschritt selbst konnte sie nicht Schritt fassen. Sie lief voraus, zwischen den Reihen hindurch, stellte sich vor die Autoren und berichtete das Interessante, aber sie kannte keine Treue. Sie wußte nichts von der Ergebenheit des Stolzes vor dem Stolzen.

Der Auftrag, dem die Kritik heute untersteht, ist einmal der aus der Gemeinschaft, aus der Volksgenossenschaft. Die Volksgenossenschaft ist der gute Bann, dem der Kritiker unterstehen soll, denn die Wesenheiten der Volksgenossenschaft, die wir nannten, sind bestimmende Elemente für den Geist, im Gegensatz zum Intellekt.

Daraus folgen die Aufgaben der Arbeit, die solche der Führung und des Leitens sind, die zugleich die Liebe zum Ganzen benötigen, das Angespantsein für die Entdeckung aller Sehnsüchte des Volkes, die guten Willens sind für den Weg in das Reich des Geistes, für „das Reich“ überhaupt, denn das deutsche Reich des Geistes, in dem die Volksgenossenschaft auch geistig tragend und erlebend den Ton des ganzen Wirkens bestimmt, das ist der „Reichsgeist“, der aus einer langen Überlieferung stammt, aber doch immer gleich jung und frisch ist, weil das Wort und der Sinn uns schon zum Bau, zum Schaffen mahnen.

Eine weitere Verantwortung entsteht hieraus. Es gibt dann nur noch eine Kunst, der alle Liebe gilt. Die muß das Fernziel der Kritik sein. Heute müssen wir noch Schichtungen in der Kunst erkennen, besonders für die Dichtung. Es gibt viele Werke ohne Kraft für solchen Reichsgeist: Schriftstellerromane, die keine Dichtung sind, die aus einem Verlagsgeist entstehen, der entweder rein wirtschaftlich nach dem Gesetz von Angebot und Nachfrage denkt oder aus der Absicht, Volksdichtung zu schaffen, nur Unterhaltungslektüre für die niederen Schichten verlegt, im Gegensatz zur „großen“ Dichtung, die für die „Bewöhrteren“ herausgebracht wird.

Und noch eins: Jeder Kritiker sollte bei Bestimmungen und Formulierungen über das Wesen der Dichtung, als politische, völkische oder nationale Dichtung, immer das Werden der Dichter lebendig erhalten. Alle lebten in einer Zeit absoluter Freiheit und nur wenige fanden gerade in dieser Zeit das Maß rechter Dichtung, so daß sie bei dem Erwachen Deutschlands ihre Werke als Morgengabe der Künste, ja des gesamten geistigen Deutschlands bringen konnten.

Das Kunstschaffen läßt sich nicht normieren und regeln. Es folgt einem freien Sinn, der auch Bindungen kennt, der von den Grenzen gegenüber der schamlosen Freiheit sehr wohl weiß, aber heimlich ist wie das Werden der Natur. Der rechte Kritiker weiß um diesen Sinn, er muß auch ihn bewegen — mancher Kritiker versucht sich selbst im Schaffen, aber verurteilt dann seine Versuche, weil er zu sicher um diesen Sinn weiß und ihn durch halbe Werke nicht stören will.

Trotzdem wollen wir nochmals auf das Werden der deutschen gegenwärtigen Dichtung weisen, das begrifflich und mit den Namen der politischen, völkischen und nationalen Dichtung nicht zu erfassen ist, aber das Wesen deutscher Art vermittelt, wie es selten eine Dichtergeneration in solchem Ausmaß und mit solchem politischen, völkischen und nationalen Ethos gegeben hat wie die lebende. Das ist daher ein weiterer Auftrag für den Kritiker, sich liebevoll und mit allen Mühn in diese Dichtung und in ihr Werden einzuleben.

Aus solcher Vertiefung wird sich ergeben, daß die Kriegsdichtung dem politischen Sinn der Dichtung am nächsten ist, besonders wenn wir sie für bestimmte Aufgaben ansehen, zum Beispiel als Lektüre für die Kameradschaftshäuser der Studentenschaften oder für die Jungenschaftsabende der Hitlerjugend. Die Landschaftsdichtung wird das Wesen des Völkischen am unmittelbarsten erfassen oder die Dichtungen Hans Grimms besonders das Nationale. Aber wir müssen die Härten der Begriffe stets bedenken.



Schloß Haßburg bei Nördlingen.

Radierung von Walter Romberg.

Der Raum als historisches Schicksal.

Eine geopolitische Studie von Fritz Forschepiepe.

Seit mehr als tausend Jahren vollzieht sich das, was wir deutsche Geschichte nennen, in dem gleichen mitteleuropäischen Raum zwischen Alpenraum und Wasserkaute und bewältigt in immer neuen Gestaltungen die schicksalhaften Voraussetzungen dieses Raumes: seine Lage in der Mitte des Kontinents und seine geographische Mannigfaltigkeit und Zersplitterung im Innern. Unser Leben als Volk ist seit seinen Anfängen bis auf unsere Tage gebunden an diesen Raum und an die Aufgaben, die er stellt. Aber diese Gebundenheit erscheint uns nicht wie einer übersteigerten Geopolitik als zwangsläufig hinzunehmende und unentrinnbare Abhängigkeit, sondern als eine ursprüngliche Abgestimmtheit zwischen völkisch-geistiger Eigenart und Lebensraum.

Unser Volkstum hat als Erbe des germanischen Blutes den Drang, die gefühlte Kraft auszuwirken und in neuen, gewagten Situationen zu erproben; und für einen solchen Drang ist die Weite der angemessene Raum der Betätigung. Die Lage in der Mitte Europas hat das deutsche Volkstum nach allen Seiten hin in Beziehung gebracht zu seinen vielen und verschiedenartigen Nachbarn und es verlockt, über die Grenzen seines Gebietes auszugreifen.

Im Mittelalter, als das deutsche Volk der militärische Kern der abendländischen Christenheit und Führer und Träger ihrer großen Tendenzen war, hat es seine Mittellage als Gunst ergriffen und ausgenutzt. Immer wieder haben neue Generationen versucht, den Raum des staatlichen Handelns und Lebens südwärts zu weiten. 300 Jahre lang lockte im Süden der Alpen Italien mit dem Reichtum seiner Landschaften und

Städte, seiner Wirtschaft und Kultur, mit dem Reiz des gewagten Abenteuers und dem Glanz der Kaiserkrone. Aber Italien war für das Reich ein Besitz, den sich jeder deutsche König neu erobern und durch Staatskunst und Waffengewalt sichern mußte. Der Nachschub von Siedlern, die das Land durch die Arbeit an der Scholle erworben und zu deutschem Lebensraum gemacht hätten, blieb aus. Die wenigen Beamten und Soldaten, die nach dem Wegzug des Heeres in Italien zurückblieben und sesshaft wurden, bildeten eine an Zahl kleine Herrschicht, die den Italienern in Nationalgefühl und Kultur fremd und unterlegen waren und die täglich um ihre Eigenart und ihr Leben kämpfen mußten.

Derselbe Otto der Große, der die deutsche Italienpolitik einleitete, gab der Weitung des deutschen Lebensraumes nach Osten durch die Gründung des Erzbistums Magdeburg eine neue Richtung. In mehreren Wellen entsandte das deutsche Volkstum seinen Ueberschuß an Menschen nach Osten, die als Ritter und Mönche, als Bauern, Handwerker und Kaufleute das Land jenseits der Elbe und Saale den Slawen wieder abnahmen oder an der unteren Donau sesshaft wurden, Klöster, Städte und Marken gründeten und so für Arbeitswillen, Unternehmungslust und wirtschaftliche Überlegenheit der Deutschen einen zukunftsreichen Raum erschlossen.

Wie in Italien der Mangel nachströmender Volkskraft, so rächte sich bei der Kolonisation des Ostens das Fehlen einer stützenden Staatsgewalt. Zwar beherrschten die Schiffe und Kontore der Deutschen Hanse 250 Jahre lang den Handel Nordeuropas von Rußland bis England, zwar legte die Arbeit

des Deutschen Ritterordens den Grund zu der jahrhundertelangen Herrschaft der deutschen Kultur über einen großen Teil des slawischen Ostens. Aber nur da sind die Kolonisationsgebiete deutscher Lebensraum geblieben, wo sie durch eine Staatsgewalt geschützt wurden: Mecklenburg, Brandenburg, Lausitz, Schlesien, Pommern, Ostpreußen. Die baltischen Gebiete aber sind wieder verlorengegangen.

Die Ausdehnung des deutschen Lebensraumes nach Osten ist die historisch wirksamste Kraftentfaltung des deutschen Volkstums. Zwei Fünftel des heutigen Reichsgebietes sind ursprüngliches Kolonialland, und auf diesem kolonialen Boden erwuchsen Österreich und Brandenburg-Preußen, die beiden Staaten, die in den letzten Jahrhunderten die deutsche Geschichte beherrschten.

Der Ring fremder Völker um das deutsche Volkstum wurde im Laufe der Zeit immer enger und widerstandswilliger, und so kam es, daß im 14. Jahrhundert für das deutsche Volk an den Grenzen des Reiches keine Ausdehnungsmöglichkeit mehr bestand. Da war der Überschuß der deutschen Bevölkerung, der innerhalb des Staatsraumes kein ausreichendes Arbeitsgebiet fand, genötigt, in entlegene Gebiete auszuwandern, wo man die Deutschen als erfahrene, fleißige und ausdauernde Bauern und Handwerker gerne kommen sah. Zwang der Raumnot und Drang in die Weite führten dazu, daß Teile unseres Volkstums absplitterten. Heute wohnen in Europa acht Millionen, in Übersee etwa vierzehn Millionen Deutsche in Gebieten, die ohne räumlichen und staatlichen Zusammenhang mit dem Lebensraum des Mutterlandes stehen.

Die Nachbarschaft mehrerer großer Völker hat nicht nur den Raum der deutschen Geschichte eingeengt, sie wurde auch für den Bestand des Reiches immer bedrohlicher, seit mit dem Tode des letzten großen Hohenstaufenkaisers im Jahre 1250 die Vormacht der Deutschen in Europa dahin war. Während vorher Deutschland die Politik Europas gelenkt hatte, wurde es jetzt selbst wehrloses Objekt für die Politik der anderen Staaten. Es gab keine kriegerische Streitigkeit zwischen den großen Mächten Europas, in die Deutschland nicht als Nachbar, als Durchgangsland oder als Schlachtfeld verwickelt worden wäre. Der Westfälische Friede trennte Quelle oder Mündung der deutschen Ströme vom Reichsgebiet ab und trieb den französischen Machtbereich bis an und über den Rhein vor. Bei der Neuordnung Europas im Diktat von Versailles haben uns ringsherum unsere Nachbarn Gebietssteile entzogen, die nach dem Zusammenhang der Landschaft und zum größten Teil nach ihrer Bevölkerung und Kultur zum geschlossenen Lebensraum unseres Volkes gehören. Sechs Millionen Deutsche wurden aus dem organischen Zusammenhang gelöst und in fremdes Staatsleben gezwungen. Wir sehen: das Grenz- und Auslandsdeutschtum ist eine Folge unserer Binnenlage und immer das Schicksal der deutschen Geschichte gewesen.

Zu der Ungunst der Binnenlage kommt im Innern des Reiches eine geographische Belastung. Der deutsche Raum besteht, wenn man nur die Gesamtumrisse ansieht, aus zwei landschaftlich verschiedenen Teilen, und der gebirgigere Süden stellt dem politischen Zusammenleben andere Raumaufgaben als die Ebene des Nordens. Gebirge grenzen ab, die eingeschlossenen Täler genügen sich politisch und wirtschaftlich selbst, erscheinen als eine Welt im kleinen, die mit sich zufrieden und fertig und gegen fremde Einwirkungen abgeschlossen ist. Die Ebene dagegen lockt in die Ferne, erfüllt den Menschen mit innerer Unruhe und bietet geschichtlichen Bewegungen und Änderungen freieren Raum als die gebirgigeren Teile. So war das oberdeutsche Gebiet, durch geschlossene Grenzen geschützt, von Natur aus bestimmt, politisch früher fertig zu sein als das niederdeutsche. Auf seinem Boden haben tausend Jahre lang die alten Stämme der Bayern, Schwaben, Alemannen, Franken und Thüringer ihre geschlossenen politischen Gemeinschaften gewahrt. Aber das weitgedehnte und an den Grenzen offene Tiefland war das Gebiet der Änderungen und

der Zukunft, und auf ihm sind die Entscheidungen der neueren Geschichte gefallen.

Nun liegen freilich Hochland und Tiefland im geographischen Aufbau des deutschen Raumes nicht unverbunden nebeneinander. Die Mittelgebirge mischen und mildern die Gegensätze, und der Rhein mit seinem Durchgangstal ist ein wichtiges Bindeglied zwischen beiden. Aber keine Landschaft besaß durch Lage oder Natur ein Übergewicht, das die Einheit des Ganzen und seine Beherrschung von einem Punkte aus gesichert hätte, und diese Tatsache wurde für die deutsche Geschichte entscheidend.

Wie dem deutschen Raume die landschaftliche Geschlossenheit fehlte, so hat auch nie eine allen gemeinsame Geschichte den Raum erfüllt. Stets haben einzelne Landschaften ihre Sonderwünsche dazwischengeschoben. Das wird immer stärker, seit nicht mehr große, innerlich geschlossene Landschaften, sondern die Fürsten das Reich bilden, und nicht mehr die organische Landschaft und Gemeinschaft des Stammes, sondern der dynastische Hausbesitz mit seinen viel engeren Interessen die deutsche Geschichte bedeutet. Es ist ein tragisches Schicksal, daß die große Sendung des Absolutismus, die Zusammenfassung aller Kräfte zu einem einheitlichen Zweck, am deutschen Volke und deutschen Raum sich nicht erfüllte. Nicht das Reich, sondern die einzelnen Fürstentümer stärkte er.

Dennoch blieb das Ganze des Reiches eine Lebensform, weil jahrhundertlang das Haus Habsburg die Kaiserkrone trug und durch seine politische Stellung in Europa dem Kaisertum Achtung verlieh. Aber diese Macht beruhte nicht auf einem natürlichen Schwergewicht der Landschaft Österreich, sondern auf seiner politischen Herrschaft über Gebiete, die außerhalb des Reiches lagen. Österreich wuchs langsam aus dem Reich heraus.

Es förderte die Auflösung des Reiches, als neben dem Hause Habsburg innerhalb des Reiches im brandenburgisch-preussischen Staate eine zweite Großmacht erwuchs und diese in Norddeutschland, jene in Süddeutschland den Schwerpunkt bildete. Gründung und Aufbau des preussischen Staates sind eine Großtat der deutschen Geschichte, gewaltig und gewaltsam zugleich, weil sie gegen die geographischen Voraussetzungen, über fünf parallele Ströme hinweg, zwischen Rhein und Weichsel geleistet wurde als ein Werk von Wille und Bewußtsein und eines neuen Staatsgefühls. Preußen hat Norddeutschland gefestigt und in Zeiten äußerer Gefahr den deutschen Westen gegen Frankreich, den deutschen Osten gegen slawische Überflutung gesichert.

Als 1848 im Frankfurter Parlament eine Volksbewegung die Einigung der Deutschen in einem Nationalstaat, die Organisation eines geschlossenen Lebensraumes für das deutsche Volkstum erreichen wollte, tauchte sofort der alte Gegensatz zwischen dem Reich als Raum einer Volksgemeinschaft und der damaligen Staatsbildung auf. Österreich, dieses bunte Völkergemisch, bildete das Hindernis, und so mußte der deutsche Anteil Österreichs noch bei der Neugründung des Reiches von 1871 außerhalb bleiben. Erst die Auflösung der Donaumonarchie löste 1918 das deutsche Österreich aus seiner dynastischen Verflechtung. Sein Anschluß an das Reich ist eine politische Frage; seine Zugehörigkeit zum deutschen Lebensraum ist eine unleugbare Tatsache.

Nachdem endlich das Reich auf seinen eigentlichen Raum zurückgeführt ist, bleibt als Aufgabe, die seit sechzig Jahren ihrer Erfüllung harret, diesen Raum zu organischem Ganzen zu gestalten.

So wiederholt sich in der Not unserer Tage ein uraltes Schicksal unseres Volkes. Verhängnis nennen es die einen, Segen die andern. Was es für uns ist und sein wird, liegt bei uns. Weder die geographischen Formen und Bedingungen allein noch das historische Erbe allein machen Geschichte, sondern der Mensch, der sie bewältigt und aus ihnen in Kraft und Freiheit des eigenen Willens seine Gegenwart gestaltet.

Landgewinnung

an der deutschen

Nordseeküste.

Von

Dr.-Ing. H. Heiser,
Regierungs- und Baurat,
Schleswig.

Im Dezemberheft 1926, also vor rund 8 Jahren, brachten wir eine Aufsatzfolge „Der Kampf gegen die Arbeitslosigkeit“. Aus den einleitenden Worten der Schriftleitung sei zitiert: „Die Tatsache, daß noch heute, trotz aller Anzeichen einer Wiederbelebung der Wirtschaft, mehr als fünf Millionen Deutsche erwerbslos oder Angehörige von Erwerbslosen sind, rückt aus dem Wust der angeblich wichtigsten ‚Belange‘ einzelner politischer Parteien und wirtschaftlicher Verbände die Forderung in den Brennpunkt allgemeinen Interesses:

Arbeit für die Arbeitslosen!

Denn: Das Erwerbslosenproblem ist keineswegs nur eine ‚soziale Frage‘, es ist eine sozialpolitische Angelegenheit von höchster Bedeutung, und jeder Weg, der eine Lösung verspricht, ist mit aller Energie und Sorgfalt auf seine Gangbarkeit hin zu prüfen!“

Für die Untersuchung und Beantwortung der von uns aufgeworfenen Hauptfrage: „Was halten Sie von der Inangriffnahme eines Landeskulturprogramms zwecks Überführung wesentlicher Teile des Erwerbslosenheeres in eine produktive Tätigkeit?“ hatten wir Mitarbeiter gewonnen, die Gewähr dafür boten, daß sie den schwierigen Stoff voll und ganz beherrschten; denn nur so hielten wir es für möglich, auch unser zweites damals gestecktes Ziel zu erreichen: die Darstellung zu erweitern zu einem Versuch positiver Mitarbeit an der Lösung des Problems.

Zum Schluß sprachen wir den Wunsch aus, daß das Ergebnis der Umfrage beiden erstrebten Zielen gerecht werden möge: „unseren Lesern eine ernste Stunde des Nachsinnens über die brennendste Frage gegenwärtiger Volksnot zu vermitteln, darüber hinaus aber zu seinem bescheidenen Teil beizutragen zu der Lösung des Problems der wirtschaftlichen Gestaltung unserer Zeit: Wirtschaftlichkeit und Rationalisierung nicht nur der toten Betriebsmittel, sondern der wertvollsten Betriebskraft, des arbeitswilligen Menschen.“

Sieben Jahre hat es seitdem noch gedauert, bis durch die Inangriffnahme eines großzügigen und weitschauenden Arbeitsprogrammes unser Wunsch und damit die Hoffnung weiter Kreise des deutschen Volkes sich erfüllt hat. Wir glauben daher, des besonderen Interesses unserer Leser, die seinerzeit in zahlreichen Zuschriften zu unserer damaligen Aufsatzfrage Stellung genommen haben, sicher zu sein, wenn wir ihnen heute einen Einblick in einen Teilausschnitt dieses gewaltigen Werkes vermitteln.

Die Landgewinnung, namentlich an der Nordseeküste von Schleswig-Holstein, hat zum Endziele die Wiedereroberung des alten, im Laufe vergangener Jahrhunderte durch schwere Sturmfluten und sonstige Naturgewalten untergegangenen Marschgebietes und damit die Wiedervereinigung der Inseln und Halligen mit dem Festlande.

Die Marsch, die jüngste Bodenbildung an der Nordseeküste, verdankt ihre Entstehung der zerstörenden und aufbauenden Tätigkeit des Meeres, das gerade an der Nordseeküste vielfach

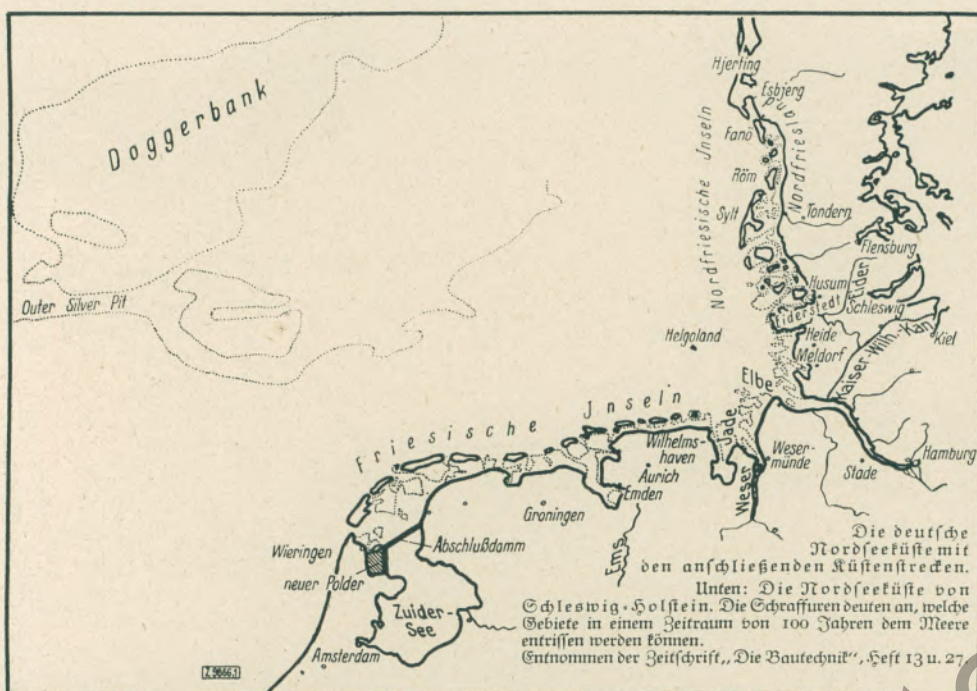
gewaltige Umlagerungen des Bodens vorgenommen hat. Diese den norddeutschen Marschen allein eigentümliche Bodengestaltung ist nur in solchen Meeren möglich, wo Ebbe und Flut herrschen. Die Gezeiten sind für das volle Verständnis der Marschbildung von größter Wichtigkeit. Marschland von besonders großer Fruchtbarkeit, das sich ausgezeichnet für landwirtschaftliche Siedlungen eignet, kann in Deutschland somit nur an der Nordseeküste gewonnen werden.

Als entscheidende Ursachen für die gründliche Zerstörung



Lichtbild: Wollbrandt-Buchheim.

Im Anfang war die Tat!



der alten Seemarschen sind außer den planlosen Einengungen durch die fehlerhaften Bedeckungen der damaligen Bewohner hauptsächlich verschiedenartige Bewegungen der Erdruste sowie hohe und schwere Sturmfluten in zahlloser Folge beteiligt gewesen.

Von besonders nachhaltiger Bedeutung für Nordfriesland war die Flut von 1337, der die Stadt Rungholt mit vierzehn kleineren Orten zum Opfer gefallen ist, und die beiden großen „Mannsdränken“ von 1364 und von 1634, genau vor dreihundert Jahren. Das Ergebnis dieser gewaltigen Kraftauswirkungen der Natur war die Loslösung der Inseln Föhr, Sylt und Amrum, die bis dahin noch zusammengehangen hatten, sowie die Zerstückelung von Nordstrand und die Losreißung von Pellworm. An Stelle dieses versunkenen Marsch-

landes breitet sich heute das weite Wattenmeer aus mit seinen zahlreichen Strömen und Prielen. Die Art dieser Entstehung kennzeichnet es als einen Teil des Festlandes. Es ist kein Meeres- teil, wie früher angenommen wurde. Die Halligen und Inseln sind vielmehr die Reste dieser ehemals fruchtbaren und zum Teil dicht besiedelten Gebiete. Das Ziel der Landgewinnung ist die erneute Verlandung des derzeitigen Wattenmeeres und die abschnittsweise Eindeichung der gewonnenen Flächen, damit diese danach als bestes Kulturland in landwirtschaftliche Nutzung genommen werden können. Hierzu ist aber auch die Erhaltung der im Wattenmeer vorhandenen Eilande durch ihre Sicherung gegen weiteren Abbruch und Landverlust dringend erforderlich.

Welchen großen Wert die Inseln und Halligen als Schutz für die Festlandsküste und für die Landgewinnung haben, läßt sich aus dem tatsächlich erzielten Gewinn an Neuland seit 1700, also seit über zweihundertdreißig Jahren, nachweisen. Auf einen Kilometer Küstenlänge errechnet, hat der Landgewinn, das ist der Gewinn an neuen Rügen und an Vorland, in Schleswig-Holstein auf der Strecke zwischen dem Hindenburgdamm nach Sylt und der Hever bei Husum, die durch die Nordfriesischen Inseln und Halligen geschützt ist, 130 Hektar, und auf der Strecke zwischen Eiderstedt und der Elbe, vor der solche Inseln nicht liegen, nur 96 Hektar betragen.

In Ostfriesland übt die vorgelagerte Inselgruppe, die durch Ablagerung von Sand auf den alten untergegangenen Marschflächen entstanden ist, ihren förderlichen Einfluß auf die ganze Küstenstrecke von Emden bis zum Jadebusen aus. Auf einen Kilometer Küstenlänge gerechnet, ergibt sich hier in dem gleichen Zeitraum von über zweihundertdreißig Jahren für die Landgewinnung die Ziffer von 50 Hektar. Demgegenüber kann das Maß der Landgewinnung vor der nicht durch Inseln gedeckten Küste zwischen der Jade- und der Elbmündung zu höchstens 20 Hektar für einen Kilometer Küstenlänge angenommen werden. Auch dieser Vergleich zeigt, daß der Landanwachs hinter der durch die Inseln geschützten Küstenstrecke weit größer ist als vor den Strecken, die frei gegen die Angriffe der See liegen.

Den alleinigen Stoff für die allgemeine Landgewinnung und damit für den allmählichen Wiederaufbau der alten Marsch liefert der Schlick, ein Erzeugnis aus den Eiszeiten, dessen Hauptmasse aus ähnlichen Bestandteilen wie Ton,



Aufnahme: Hamburger Luftbild. Freigegeben durch N. L. M.

„Unfruchtbar selbst, Unfruchtbarkeit zu spenden.“ (Goethe, Faust II).

Priele im Hooksiel Plate vor der Anlage von Lahnungen.

Lehm und Mergel besteht. In überwiegendem Maße hat sich der Schlick auf dem Meeresboden abgelagert, wo er durch die Wellen aufgewühlt und von den Strömungen fortgeführt wird. Der natürliche Vorrat an Schlick läßt sich somit nicht etwa künstlich vergrößern.

Von Natur aus vollzieht sich das Absetzen des Schlicks nur in stillen und geschützten Buchten, wo das einströmende Flutwasser zur Ruhe kommen kann. Überall an der Nordseeküste gibt es solche natürlichen und auch bereits künstlich geschaffenen Stellen, an denen die natürliche und geregelte Anlandung der von der Tidewelle mitgeführten Aufbaumasse mit auffällig gutem Fortschritte stattfindet. Wo solche Buchten fehlen und wo die Aussicht auf erfolgreichen Landaufwuchs besteht, müssen sie gebildet werden.

Aus dieser Erkenntnis heraus hat sich eine wohlgedachte Arbeitstechnik entwickelt, die seit über dreiunddreißig Jahren eingeführt ist und sich bewährt hat. Sie besteht darin, durch richtige Anlage künstlicher Werke die vorhandene Neigung der Natur zum Absetzen des vom Meerwasser mitgeführten Schlickes wirksam zu unterstützen und die jeweils gewonnenen Flächen festzuhalten. Zu diesem Zweck wird ein enges ausgedehntes Netz von „Lahnungen“, das sind kleine buhlenartige Bauwerke, vor der Festlandküste angelegt. Dieses Netz soll die Strömungen des Wassers längs dem Ufer verlangsamen, den Wellenschlag mäßigen und das bei Flut einströmende Schlickwasser zur Ruhe zwingen, damit sich die darin enthaltenen Sinkstoffe niederschlagen.

Zweimal täglich tritt das schlickhaltige Flutwasser in die 16 Hektar großen, nach außen mit Öffnungen versehenen Felder ein und setzt dabei seine Sinkstoffe ab. Allmählich füllen sich die Felder mehr und mehr mit dem wertvollen Schlick. Diese Schicht wächst mit der Zeit in ganz dünnen Lagen immer höher an. Der immerwährende Vorgang bedarf aber sorg-

fältiger Regelung. Die im langsamen schichtenweisen Emporwachsen begriffene Schlickfläche innerhalb der Felder muß dauernd gut entwässert werden. Es ist von größter Wichtigkeit, daß die niedergeschlagenen Schlickmassen durch Wind und Sonne gut austrocknen. Dann erst lagert sich der Schlick fester ab und wird bei Ebbe nicht so leicht wieder mit fortgerissen.

Sobald auf diese Weise das Watt bis etwa 30 Zentimeter unter gewöhnlichem Hochwasser aufgelandet ist, tritt in gesetzmäßiger Folge eine Gemeinschaft von Salzwasserpflanzen auf; sie fördert ganz außerordentlich die weitere Erhebung und Festigung des Watts und unterstützt damit die Arbeit des Menschen sehr erheblich. Das Watt erreicht bald die Höhe des gewöhnlichen Hochwassers und noch darüber. Der inzwischen immer dichter gewordene Pflanzenvuchs enthält manche Gräser, die sich gut als nahrhaftes Viehfutter eignen und vom Vieh sehr gern genommen werden. Solches Vorland wird bereits als Weide und in den höheren Lagen auch zur Heugewinnung benutzt. Das Beweiden geschieht durch Schafe und Gänse. Je schärfer der Rasen beweidet wird, desto dichter wird er. Schließlich entsteht aus der unendlich großen Zahl der einzelnen Schlickschichten, die täglich von der Flut herangeführt werden, festes Land, das sich auf 30 bis 50 Zentimeter über gewöhnlichem Hochwasser erhebt und dann nur noch bei höheren Fluten unter Wasser gesetzt wird. Die Stärke der einzelnen Schlickschichten beträgt im Jahresdurchschnitt etwa 3 bis 4 Zentimeter. Während dieser Zeit des Wachstums hat der Regen Zeit gehabt, den Boden auszufügen. Völlige Entsalzung dauert allerdings Jahrzehnte. Jetzt ist im allgemeinen das Land „deichreif“ und kann eingedeicht werden.

Der weitere große Nutzen einer derartigen Landgewinnung besteht darin, daß die gewonnenen Vorländereien die Seedeiche entlasten und manche kostspieligen künstlichen Küsten-



Aus: „Deutschland arbeitet“, Eckart-Verlag, Berlin.

Arbeitsdienst —

Dienst am Volk!

Arbeitsdienstfreiwillige holen auf den Laren den Schlick aus dem bei Ebbe noch unter Wasser stehenden Vorgelände und werfen damit an der Festlandkante Dämme und Lahnungen auf. Die Ausfüllung der hierdurch entstehenden Felder durch Schlick besorgt die Flut.

schußbauten ersparen. Die Nordseeküste wird überwiegend nur durch Seedeiche geschützt. In Schleswig-Holstein sind über 147 000 Hektar Marschflächen mit rund 75 000 Einwohnern auf den Deichschutz angewiesen. Es handelt sich mit hin um ganz bedeutende Werte. Der gleiche Zustand besteht in den ostfriesischen Marschen.

Schließlich wird durch die Bildung von breiten Vorländerreien auch auf eine erhebliche Verkürzung der allgemeinen Uferlinie hingewirkt.

Außer diesen eigentlichen unmittelbar auf die Verlandung der Watten vor der Festlandsküste gerichteten Arbeiten muß als notwendige mittelbare Maßnahme, die den natürlichen Landgewinn stark fördert, die Verbindung der küstennahen Inseln und Halligen in Nordfriesland durch Dämme mit dem Festlande durchgeführt werden. Diese Verbindungs-dämme wirken wie lange Bühnen, deren Köpfe die befestigten Halligen sind, und zerlegen das Wattenmeer in weite Felder, wodurch die Neigung zur Verschlickung an der Festlandskante erfahrungsgemäß stark begünstigt wird.

Das Ergebnis der Neulandgewinnung in den letzten drei- unddreißig Jahren seit Einführung der bewährten Arbeitsweise entspricht für die schleswigische Seestrecke dem Vorschieben des begrüneten Ufers durchschnittlich um rund $9\frac{1}{2}$ Meter. Dort, wo bereits Verbindungs-dämme nach den Inseln und Halligen gezogen sind, ist der Fortschritt des Land-

anwachses viel größer; beträgt er doch beispielsweise zwischen Nordstrand und der Hamburger Hallig durchschnittlich 25 Meter, südlich des Dammes nach Sylt sogar 50 Meter, für den Jahresdurchschnitt gerechnet, während die Küstenlinie Ostfrieslands zwischen Emden und Wilhelmshaven nur ein Vorschieben um 3,6 Meter im Jahresdurchschnitt seit 1900 verzeichnen kann.

Seit 1900 sind in Schleswig-Holstein bereits über 4000 Hektar, in Ostfriesland etwa 2700 Hektar Neuland eingedeicht worden. Weitere 8000 Hektar Flächen befinden sich gegenwärtig in planmäßiger Behandlung.

Der natürliche Landgewinn geht sehr langsam vor sich. Es vergehen immerhin vierzig bis fünfzig Jahre, ehe ein früher tiefergelegener Wattenteil um etwa 1,50 Meter aufgelandet ist und damit deichreif wird. Das Wattenmeer läßt sich keineswegs etwa in kurzer Zeit zurückgewinnen und in nutzbares Land verwandeln. Die Verlandung der Watten ist im wesentlichen ein Wachstumsvorgang der Natur, dessen Fortschreiten nicht über ein durch die Natur selbst gegebenes Maß hinaus beschleunigt werden kann. Es gibt auch kein schneller wirkendes Verfahren als die heutige Bauweise, und es wäre gänzlich verfehlt, große Flächen von nicht vollkommen reifem Lande voreilig und bedenkenlos mit einem Winterdeiche zu umgeben. Ist doch damit zu rechnen, daß jedes bedeichte Land infolge Austrocknung und Verdunstung des Bodens noch etwas zu-



Aufnahme: Hamburger Luftbild. Freigegeben durch N. L. M.

Wattgebiet nördlich Bongsfel.

Das an das Vorland anschließende Lahnungssystem, die Entwässerungsanlagen und das allmähliche Austrocknen des neugewonnenen Marschlandes lassen den planmäßigen Fortschritt der Arbeiten klar erkennen.

sammensinkt. Das geschieht desto mehr, je jünger das Land ist, weil solches noch nicht die genügende innere Festigkeit hat. Ohne ausreichende Anlandungshöhe würde es daher bald unter dem Meeresspiegel liegen und dann unter größten Entwässerungsschwierigkeiten zu leiden haben. Tatsächlich gibt es an der Nordseeküste auch neuere Røge, die um Jahrzehnte zu früh eingedeicht und besiedelt wurden und heute künstlich entwässert werden müssen. Die alten Griesen haben sich mit der Eindeichung aus guten Gründen niemals beeilt; sie warteten geduldig, bis das Land wirklich deichreif war und damit nutzbar wurde.

Siedeln ist für uns in Deutschland, wo verständlicher Landhunger herrscht, sicherlich eine äußerst notwendige und dringliche Angelegenheit. Aber es darf vernünftigerweise nur dort gesiedelt werden, wo mit ganz bestimmter Gewißheit das gewonnene Land den Siedler auch wirklich ernähren kann.

Bei nüchterner Betrachtung des technischen Ablaufes aller einschlägigen Maßnahmen ergibt sich die klare Tatsache, daß die planmäßige Gewinnung von landwirtschaftlich nutzbarem Neuland an der Nordseeküste eine mühsame Arbeit auf sehr weite Sicht ist und für ihre aussichtsreiche Durchführung eine durchaus gleichmäßige ungestörte Stetigkeit verlangt. Ihr Erfolg wird um so größer und auch um so schneller, je besser sich das Ausmaß der Arbeiten den natürlichen Verlandungsmöglichkeiten anpaßt. Deshalb ist es nötig, den Arbeiten einen genauen Bauplan auf Jahrzehnte hinaus zugrunde zu legen. Hierin liegt der große volkswirtschaftliche Vorteil dieser Arbeiten, daß dabei alljährlich eine große Anzahl von Arbeitern dauernd lohnende Beschäftigung finden kann. Besonders günstig wirkt der Umstand mit, daß von den aufzuwendenden Mitteln drei Viertel allein auf Löhne und nur ein Viertel auf Baustoffe entfallen. Die meiste Arbeit kann im Handbetriebe geleistet werden. Auch der Einsatz des Arbeitsdienstes ist gut möglich. Somit ist gerade die Landgewinnung eine ausgezeichnete Maßnahme zur Behebung der Ar-

beitslosigkeit auf recht lange Zeit hin. Auch die spätere Ausnutzung und Bewirtschaftung des gewonnenen Landes, sowohl der weiten Vorländereien als noch mehr der neuen Røge, benötigen viele Arbeitskräfte. Das neubedeichte Marschland wird vor allem wegen der günstigen natürlichen Voraussetzungen für die Viehhaltung zum größten Teile zeitgemäß in kleine Stücke von etwa 12 bis 20 Hektar Größe für Siedler ausgelegt, so daß sich viele junge Landleute ansässig machen und damit zur Hebung der Volksernährung beitragen können. Diese volkswirtschaftlich und bevölkerungspolitisch äußerst wichtigen Siedlungsaussichten geben den Landgewinnungsarbeiten ihre erhöhte Bedeutung und ihre außerordentlich große Tragweite.

Die Gesteungskosten übersteigen allerdings den augenblicklichen Verkaufswert für Marschland beträchtlich. Für die Beurteilung der Wirtschaftlichkeit aller Landgewinnungsarbeiten können jedoch nicht allein kaufmännische Gedankengänge maßgebend sein. Vielmehr muß der wichtige Gesichtspunkt in den Vordergrund gestellt werden, daß der Wert des gewonnenen Bodens für das Volksvermögen weit höher ist als für den Käufer oder Pächter; denn jedes Hektar Neuland gibt unmittelbare Daseinsmöglichkeit für mehrere Personen.

In folgerechter Auswertung dieser eigenartigen Verhältnisse, die für die Welt der norddeutschen Seemarschen maßgebend sind, ist Anfang 1933 ein großangelegter „Generalplan für Landgewinnung in Schleswig-Holstein“ aufgestellt worden. Er umfaßt die allmähliche Verlandung des nordfriesischen Wattenmeeres bis zur ersten Reihe der Inseln und Halligen, die im Mittel 6 Kilometer von der Festlandsküste entfernt liegt. Diese gewaltige Aufgabe ist technisch in hundert Jahren erreichbar. Die zu verlandenden Flächen sind über 30 000 Hektar = 120 000 Morgen groß. Auf ihr können mithin nach und nach 30 Røge entstehen, die im Laufe der Zeit Platz für 2000 Siedlerstellen und damit Daseins-



Aufnahme: Hamburger Luftbild. Freigegeben durch R. L. M.

Wattgebiet zwischen dem neuen Damm Dagebüll-Oland (vgl. Karte S. 246).

Links der Verbindungsdamme Festland-Oland. Das Watt zwischen den Querdämmen ist neu gegrüpf. Die neu gebauten Buschlandungen sowie die Entwässerungsanlagen auf dem Wattgebiet sind deutlich erkennbar. Nur der Vordergrund erinnert noch an das Bild S. 247. Besonders charakteristisch ist hier die Anordnung der Lahnungen, deren Lage den örtlichen Verhältnissen Rechnung tragen muß. Als Ausgangspunkte gelten hier, einerseits die Vorlandkante, andererseits der Verbindungsdamme.

möglichkeit für rund 10 000 Menschen bieten werden. Weiter enthält der Generalplan die gleichmäßige Aufsandung der großen Dithmarscher Bucht zwischen Büsum und Friedrichskoog bis zur Höhe der kleinen Hallig Helmsand, die 3 Kilometer vom Festland entfernt liegt. Außerdem ist die völlige Verlandung und darauf folgende Eindeichung verschiedener auf der Strecke südlich von Husum gelegener Buchten vorgesehen.

In Ostfriesland besteht bei der mehr sandigen Zusammensetzung des Seegrundes und der Seeküste kaum die Aussicht, das Wattenmeer bis zu der vorgelagerten Inselgruppe verlanden zu können. Hier wird sich deshalb die planmäßige Arbeit vorwiegend darauf beschränken müssen, an den geeigneten Stellen das grüne Vorland soweit als möglich vorzutreiben und dadurch den allgemeinen Uferschutz wirksam zu verstärken. Es dürfte durchaus fraglich sein, ob der Bau von Dämmen nach den Inseln zur Förderung der Ansiedlung beitragen kann.

Mit dem großen Generalangriff gegen das Wattenmeer in Schleswig-Holstein ist inzwischen bereits begonnen worden. Als erster Teil wurde ein enger begrenztes Arbeitsprogramm für die nächsten zehn Jahre herausgenommen. Der Inhalt dieses „Zehnjahresplanes“ ist sehr reichhaltig und bewußt auf durchgreifende Arbeitsbeschaffung abgestellt. Als Arbeiten sind Ufersicherungen der Halligen, die Landfestmachung von Inseln und Halligen sowie regelmäßige unmittelbare Landgewinnungsarbeiten an der ganzen schleswig-holsteinischen Küste und die Herstellung von zwei Winterböden von 1200 und 560 Hektar Größe vorgesehen.

Wenn alle diese Aufgaben aus dem Zehnjahresplan demnächst voll in Fluß kommen, werden anfänglich bis zu 10 000,

später mindestens 6000 Mitmenschen geregelte Arbeit mit ausreichendem Lohn und Brot erhalten.

Planvolle und zielbewußte Neulandgewinnung an der Nordsee ist eine volkswirtschaftlich hochbedeutsame, wertschaffende Tätigkeit und birgt in enger Verbindung mit der Erhaltung des noch vorhandenen Küsten- und Insellandes sowie der Verbesserung der Entwässerung in den alten Marschländern eine große Fülle von Arbeitsmöglichkeiten für eine weite Zukunft in sich. Damit gehört sie neben den Straßenbauten, den Bodenverbesserungen, den Talsperrebauten und so weiter zu den Landeskulturarbeiten ersten Ranges für den Staat. Der gewonnene Marschboden ist fruchtbarstes Ackerland für Weizenbau und kann bei kräftig wirksamer Bewirtschaftung Mindesternten von jährlich bis zu 100 Zentner Weizen auf 1 Hektar Bodenfläche hervorbringen.

Bei dem begreiflichen Wunsche, Deutschland auch in der Weizenversorgung soweit als möglich vom Auslande unabhängig zu machen, würde eine derartige inländische Vermehrung des Ertrages an dieser wichtigen Getreideart eine erhebliche Ersparnis an Devisen bedeuten, die dem Volksvermögen erhalten bleiben. Außerdem bietet die Errichtung von neuen Bauernstellen in Deutschland auch noch mittelbar vielen Arbeitern und Handwerkern sowie Geschäftsleuten verschiedener Art reichliche Gelegenheit zu gewinnbringender Beschäftigung. Deshalb verdient die Neugewinnung und Eindeichung von deichreifem Marschland aus der deutschen Nordsee an bevorzugter Stelle mit allen erdenklichen Mitteln gefördert zu werden. Jeder neugewonnene Hektar macht Deutschland um ein Stück Heimat Erde reicher und vergrößert den zu eng gewordenen Lebens- und Betätigungsraum unseres Volkes.



Friesische Fischer.

Holzschnitt von H. Ebers.

Arbeiter des Meeres.

Aus einem alten Journal.

Von Edzard H. Schaper.

Die Kompaßlampe hob den Mann am Rad in ihren schwachen Schimmer, vor den Fenstern lehnten zwei unbewegliche Schatten, deren Gesichter die Glut der Pfeifen dann und wann aus der Dunkelheit riß. Langsam, vor ausgesetztem Geschirr arbeitete der Dampfer sich ostwärts. Meer und Himmel eine unzertrennliche Wand dem Auge, das Ohr nur genährt vom Stampfen der Maschine und dem leisen Klirren in Lampen und Beschlügen, das hier oben auf der Brücke wie ein Echo dem unterirdischen Rollen nachklang. Und manchmal eine stürzende Wand Bugwasser über die

Schanze am Steven. So war es Tage und Nächte, ja eigentlich sind diese Unterscheidungen kaum gerechtfertigt, denn fast immer war es Nacht. Vier Stunden des Zeitraums von vier- und zwanzig eine graue Dämmerung, in der wir langsam nach Osten pantschten.

„Kanin-Feuer an Steuerbord!“ murmelte der eine am Fenster und gab dem ersten Steuermann das Nachsglas. Der sah lange hindurch, dahinüber, wo aus dem Dunkel drei Blitze in kurzen Abständen aufzuckten. — „Ja, Kanin! Kurs: Nordost viertel Ost, Bootsmann!“ „Nordost, viertel Ost!“ brum-



Neßeflickerin.

Lichtbild:

Kenger-Passch.

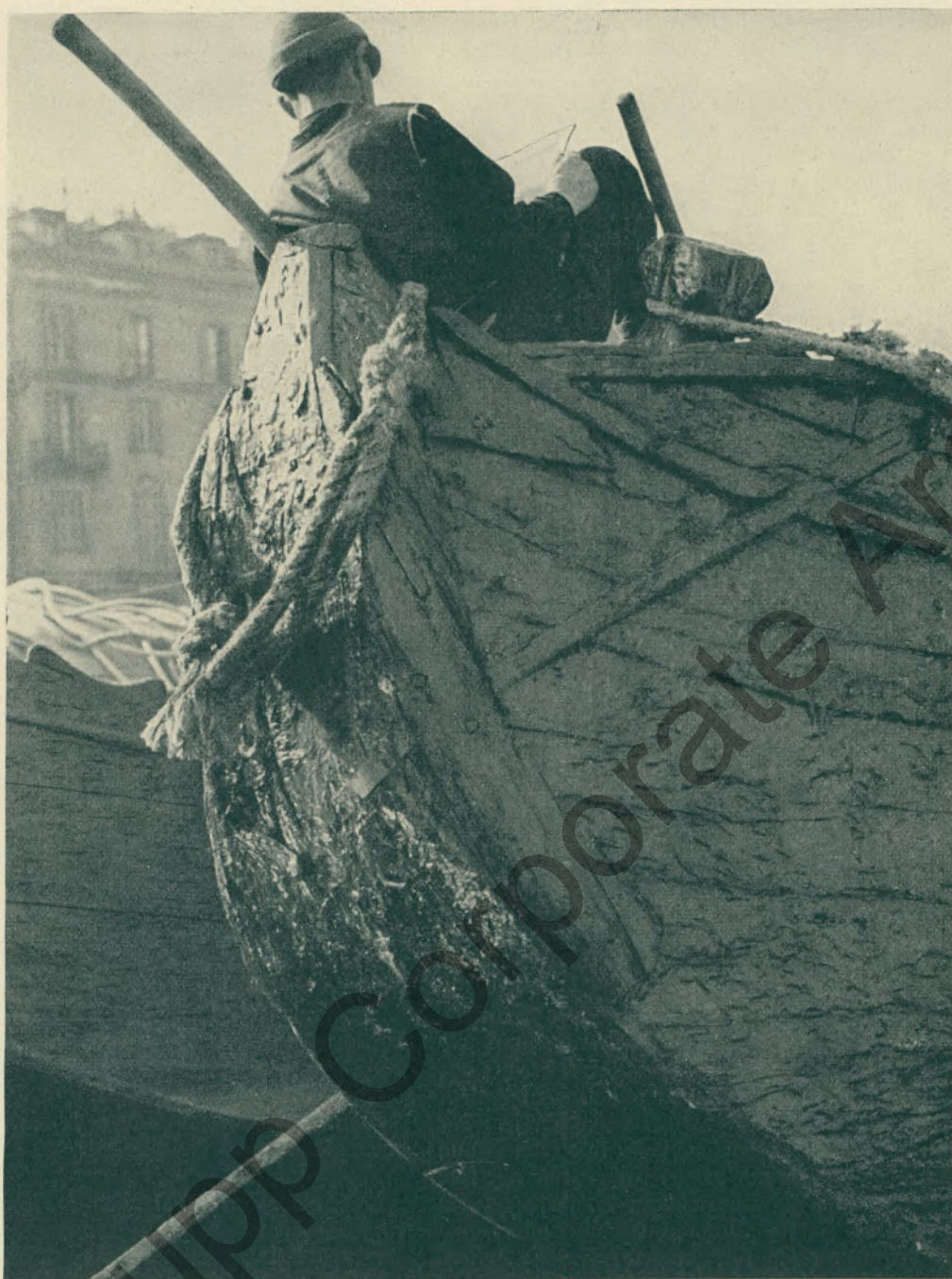
melte der zurück, und das Rad mit seinen Schatten ging knarrend hinüber nach Backbord. Es war nach drei Uhr nachts.

„Kloffen vier Hieben!“ meinte der Steuermann und zog die Joppe an. — „Lee? Steuermann?“ — „Ja, wäre ganz gut!“ Wir gingen in die Messe, hinter deren halb zugeschobenen Schotten die Freiwache schnarchte. Allen Schlafenden zum Trotz flogen die hohen Stiefel polternd in die Ecke.

Ich hatte den Lee fertig, holte die Kumpfe aus der Pantry, Sahne, Zucker. Seine Mischung kannte ich: Den Kumpf drei Viertel voll Lee, fünf Sekunden Sahne aus der Büchse, drei Löffel Zucker. Bei diesem Vorgang sah er mir zu und strich sich die Haare aus der Stirn. Um diese Zeit konnte man etwas von ihm erfahren, hier war er allein, ohne die Jungen, denen er die Fläche des Nordkapere ins Gesicht schreien mußte, se u donnerndes: „Hiev! — Holt faaast! hiev op! hiiiiiev!“ Hier war er zart wie ein großer Junge, so wie sie alle sind und nicht sein dürfen, die Arbeiter des Meeres. Er war ein kleines „Nachrichtenblatt für Seefahrer“, aber er begann geradeaus, ohne Überschrift und Schlagzeilen. Nach Wassertiefen,

Klima und den besonderen Ereignissen fragte man ihn, und er wußte immer Antwort, am besten um diese Stunde.

„Das war vor zwei Jahren — da ging ich hier in der Gegend auf rocks!“ — „So?“ — Er sah lächelnd von der Tasse auf und wurde ein bißchen rot. Natürlich hätte ich gern mehr gehört, aber er fing von anderem an. Und dann plötzlich stand er auf, hing seinen Kumpf an den Haken, packte die Siebensachen in die Lade und zog Trojer und Gummistiefel an. „Bald vier“, murmelte er und sah in die Kojen. — „Wecken Sie den Zweiten und den Kapitän kurz vor dem Hieben!“ — Einen Augenblick stand er unschlüssig, ging dann zu seiner Kiste, kramte lange hinter dem Wellenbrecher herum und reichte mir ein paar Seiten krumzeligen, fleckigen Papiers. — „Wenn Sie Lust haben —. Das ist das Journal der Strandung. Ein bißchen mein Persönliches. Bei der Seeamtsverhandlung konnte ich es gebrauchen.“ Er lächelte und wurde verlegen wie ein kleiner Junge. „Na —“, meinte er und schob sich durch die Tür. Als ich ihn an Deck nach vorn gehen hörte, hatte ich die Papiere schon aufgeschlagen, legte mich auf die Bank und las:



Stille Stunde.

Lichtbild: Stefani

„Journal des deutschen Fischdampfers C-N. 228.

26. Dezember 10 Uhr vormittags. Koljugin-Rüste dwars au Backbord. Wir haben den alten Fischplatz Position 47 Grad östlicher Länge verlassen, weil die Fänge zu gering waren. Sehten neun Uhr vormittags Kurs West, und wollen zur Nacht mit Kap-Ranin-Feuer in Sicht wieder ausfahren. Wetter: Nordnordost, frische Brise mit häufigen Schneeböen; Treibeis dann und wann; sehr starker Strom in Richtung Süd. Log 24.

26. Dezember 2 Uhr mittags. Koljugin-Rüste außer Sicht; dampfen mit altem Kurs: West. Wind auffrischend; andauerndes Schneegestöber; sehr starker südlicher Strom.

26. Dezember nachmittags. Kurs unverändert. Windstärke sieben; vollkommen unsichtig; Schnee. Starker Strom Richtung Süd. Logleine untersucht, ob Angaben stimmen, da Befürchtung, Uhr könnte eingefroren sein. Ranin-Feuer noch nicht in Sicht, obgleich es unserem Besten nach so sein müßte. Schneesturm hindert alle Sicht; setzen Kurs von sieben Uhr an auf Nordwest, einhalb West.“

Hier endete das Journal. Es begann auf der anderen Seite

sehr eilig in Schrift und Ausdruck, so als wäre es nach den kommenden Ereignissen aus der Erinnerung geschrieben.

„26. Dezember 9 Uhr abends. Sieben Uhr fünfzehn Minuten bei starker Brise in Schneeböen bei Maschinenkraft Volldampf voraus infolge Stromversetzung und Kompaßdeviation aufgelaufen. Vorderschiff mit großem Leck (Schätzung: zweieinhalb Meter) auf Felsen, wird gegenwärtig gelenzt, Achterschiff unter Brechern schwer leidend. Ein Boot zerschlagen.

Schotten vom Vorschiff zum Bunker dicht; Mannschaft konnte das Logis räumen; Antenne über Bord, Empfang unmöglich. Schiff ist achtern fortwährend unter Wasser. Befehl zum Räumen gegeben. Mannschaft bringt Boot klar, Proviant und Ausrüstungen werden an Land geschafft.

26. zum 27. Mitternacht. Vorschiff lenz; Schaden nicht zu übersehen; alles bleibt an Bord; Maschine unter Dampf; abwarten Wetterbesserung und Tageslicht. Im Augenblick: Windstärke sieben, Schnee, halten Strandungsort für Ostküste der Halbinsel Ranin.

27. Dezember vormittags. Schiff lenz; großer Schaden

unter der Wasserlinie; Besteck: befinden uns an der Ostküste der Insel Korga, die der Halbinsel Kanin östlich vorgelagert ist; Kanin nicht zu sehen. Achtundzwanzig Grad Kälte, abflauender Wind, bedeckt, Strom südwärts. Achterschiff liegt in tiefem Wasser, Vorschiff auf dem Riff.

27. Dezember mittags. Mannschaft an Land; drei Mann Wache an Bord; haben sehr zu leiden unter Kälte; Logis unbrauchbar, Kombüse ebenfalls; es soll an Land gekocht werden. Strandungsort liegt nach Messung auf 46 Grad 14 Minuten.

27. Dezember nachmittags. Mannschaft von Land meldet: Insel unbewohnt, soweit zu erkennen; Eisbären und Füchse angetroffen; Überwinterung ausgeschlossen, weil Nahrungsmangel. Fußmarsch zur Westküste fast unmöglich wegen der Felsformation und unübersichtlichen Schluchten. Der Koch ist bei Unternehmen gestürzt: Beinbruch, kommt sofort an Bord. Keine andere Möglichkeit als die: Schiff zu dichten und zu versuchen, Nothafen in Dock anzulaufen. Halte Honingsvaag und Weiterfahrt Tromsø für das beste.

Neunundneunzig Prozent Lebensgefahr, weil Dichtungsmaterial für unser Leck völlig unzureichend ist; Beschluß der gesamten Mannschaft wird abgewartet.

27. Dezember abends. Mannschaft von Land zurück; alle sehr entkräftet; Stimmung nicht gut; der Koch fiebrig; verbunden und ins Kartenhaus gelegt. Der Beschluß der Mannschaft ist: Nicht an Land gehen! Dort nicht möglich, zu leben; werden versuchen, Leck abzudichten und in See zu gehen; als Nothafen wird Tromsø gewählt; bei Honingsvaag mit Einfahrt in den Fjord wird wie gewöhnlich Lotse genommen. Die Mannschaft weiß, daß sie an Land dem Tod preisgegeben ist und daß bei einer Fahrt nach Tromsø nur wenig Möglichkeit besteht, Schiff und Leben zu retten; Mannschaft wählt trotzdem letzteres. Es wird sofort alles unternommen nach Seemannsordnung, um Schiff flott und seetüchtig zu machen; ich werde Flaschenpost an die Glocke vor der Brücke binden, um — wenn wir den Seemannstod sterben sollen — Nachricht über unser Ende geben zu können; Flasche abgeschnitten, wenn Schiff sinkt.

28. Dezember mittags (mit ganz veränderter Schrift). Schiff flott bekommen; Leck mit alten Brettern, Twist und Leer notdürftig gedichtet; Brücke mit drei Mann besetzt; alle verfügbaren Leute an den Pumpen, um uns lenz zu halten. Wir fahren sehr stark vorderlastig, Nase unter Wasser; des Kochs Befinden sehr schlecht, Behandlung laut Anweisung im Sanitätsbuch für Schiffe auf großer Fahrt; wir alle sind ohne Essen, da Kombüse nicht brauchbar; desgleichen beide Logis. Sehr starker Frost; Mannschaft übermüdet und hungrig; zwei Leichtmatrosen sind Finger erfroren; hoffen, daß Gelfstrom in Höhe Eslopenbau Erwärmung bringt.

28. Dezember nachmittags. Gefahr für schlechtes Wetter; hohe Dünung; ganzes Deck unter Wasser; Schotten noch immer dicht, aber wir befürchten, daß Wasser in die Maschinenräume und Bunker dringt; fünf Flaschen Rum ausgegeben.

29. Dezember nachts drei Uhr. Aufziehender Sturm aus Nordnordost; Windstärke sechs mit Schnee, machen sehr wenig Fahrt. Schiff kann nicht lenz gehalten werden; wird die Abdichtung halten? Die Mannschaft ist wunderbar; ganze Kette; Heizer und Maschinisten wissen, daß sie verloren sind, wenn unser Leck aufspringt; bleiben ununterbrochen im Dienst; das sind Leute —.

30. Dezember vormittags. Hunger! Wir arbeiten langsam in sinkendem Zustand mit altem Kurs vorwärts. Alle Mann an den Pumpen; schwere Brecher haben Fenster auf der Brücke zerschlagen; oft bis zum Bauch im Wasser hier oben, so daß Maschinen gestoppt werden müssen. Letztes Rettungsboot ging über Bord. Geschlagen. Keine Hoffnung; seit dem 26. ist die Mannschaft auf den Beinen und ohne warmes Essen und Trinken, zum Teil verwundet.

30. Dezember nachts 11 1/2 Uhr. Bardö passiert; Abstand:

14 Seemeilen; Schiff kaum noch manövrierfähig, weil Vorderschiff zu tief im Wasser und achtern Schraube und Steuer halb in der Luft; Sturm aus Nordnordost bei Stärke neun; Schnee. Wir haben aufgegeben.

31. Dezember morgens. Wie diese Nacht verging, weiß niemand von uns. Auf der Brücke alle im Wasser; wenn Schiff ganz unter schweren Brechern, die Maschine gestoppt; ein Heizer und zwei Matrosen unter hohem Fieber erkrankt; an den Pumpen und im Maschinenraum ist man am zusammenbrechen.

Wird wohl die letzte Nacht gewesen sein; hier ist es in vierundzwanzig Stunden schon zwei volle Stunden hell; zehn Flaschen Rum ausgegeben, denn heute ist ja Silvester. — Diese Mannschaft kann es nur einmal geben; aber keiner wird an sie denken. —

31. Dezember mittags. Wieder dunkel geworden; das ist wohl der Höhepunkt des Sturmes; schlimmer kann es mit uns nicht kommen; die meisten von uns phantasieren; und immer noch zwei Tage bis Honingsvaag, wenn es so weitergeht. Kessel und Maschine voll besetzt; die Leute unten stehen an den noch möglichen Schächten, um nach oben zu kommen, wenn ... Manchmal sind wir sekundenlang bis zur Brücke unter Wasser.

31. Dezember nachmittags sechs Uhr. Voraus Dampfer in Sicht; das kann Rettung sein. Der zweite Maschinist liegt neben dem Koch, vom Dampf verbrüht; gleich werden wir Notsignale geben! Raketen! Hoffentlich sind sie trocken! Wetter aufklarend, so daß wir gesehen werden können; laufen in sinkendem Zustand. Wenn nicht jetzt Hilfe — dann nie! — Jetzt sechs Uhr 15 Minuten Notsignale; wir alle haben das Gefühl, gerettet zu werden. —

Lange Pause. Keine Eintragung.

31. Dezember abends neun Uhr. Zähne zusammenbeißen! Warum mußte das so sein!? Wir feuerten sichtbar rote Notraketen und brannten Magnesiumfackeln ab. Antwort von drüben bestand in Erwiderung unseres Feuers. Sie dachten, wir erlaubten uns bengalisches Silvesterfeuer! Herrgott! Nun kommt wieder eine Nacht — die letzte? —

Großer, unbeschriebener Raum; mitten durch ihn ein Strich; irgendwer schrieb hinein: Ende! Und doch begann das Journal wieder; sehr kurz, zitterig, kaum erkennbar:

„2. Januar morgens sieben Uhr. Honingsvaag angelauten; Lotse weigert sich, an Bord zu kommen; gut, dann krebßen wir eben allein durch die Sjorde!“

Später:

„Lotse doch an Bord; mit ihm ein neues Rettungsboot aufgehievt; wie wir das noch konnten, weiß ich nicht. Nun kommt Tromsø bald; ich muß auf der Brücke bleiben.“

Nach 19 Stunden — Tromsø erreicht; Schiff auf Land gesetzt; man nannte uns „Unterseeboot“; an die Reederei telegraphiert; Kranke wurden ins Spital gebracht, und man brachte fast alle hin; neun Mann wurden in einer halben Stunde ohnmächtig, als sie Land gerochen; da war es eben zu Ende. Ich verlasse das Schiff, das in Dock geht. Das wäre getan. Also — doch — lebendig —.“

Da endeten die Aufzeichnungen des Steuermanns, der als Kapitän den Fischdampfer C-N. 228 befehligte. Ganz genommen lag ich auf meiner Bank. Das Wasser dröhnte, die Maschine stampfte, hinter den Schotten schnarchte die Freiwache. Denn nun mußte ich aufspringen und sie wecken. Das große Eismeergrauen lag um Kap Kanins drei Blitze. Die Mannschaft lief müde über Deck, irgendwo weiter hinten stand der Steuermann. Er sah mich kommen. Mir schien, er wurde rot, als er mich anlachte, so verlegen, wie ich mir wohl nie wieder einen Menschen vorstellen kann. Und dann drehte er sich schnell um und brüllte über Deck: „Hiev op!“

Die Winsch fauchte und kollernte, Trossen jagten durch die Rollen auf die Trommel, und das Tieffeeneß mußte bald unter den grauen Dünungen herangeleiten.



San Franzisko.

Lichtbild: D. E. Goppé.

Werktstudent im wilden Westen.

Aus dem Tagebuch eines jungen Deutschen.

Von Ernst Stolper.

V. San Franzisko.

Copyright by Paul List, Verlag, Leipzig.

So schwimme ich denn auf dem blaugrünen Ozean im leichten Wellengang. Der Himmel ist stahlblau mit weißen Wolkenkissen, die ihre Schatten übers Meer und die zartgrünen Nasenberge wandern lassen. Die Schaumkronen der Wellen blitzen in der Sonne. Scharf zeichnet sich die Küste durch den weißen Brandungsgürtel ab, ein paar kühne Klippen stehen wie Zuckerhüte im Meer. Die Berge sind wald- und baumlos, sie erscheinen wie bespannt mit grünem Billardtuch, so grün und schwellend trotz der scharfen Silhouetten und der harten Kontraste von Licht und Schatten. Weiße Villen kleben wie Schwalbennester am Ufer. Hunderte von Möwen umflattern mit Geschrei das Schiff und bringen Grüße vom Festlande. In Portland hatte Schnee gelegen, und wie grimmig kalt war es in Kanada gewesen! Jetzt geht es südwärts in den Frühling, nach San Franzisko. Kalifornien sendet uns schon seinen lockenden, lauen Wind entgegen.

Mit dem sinkenden Abend entfernten wir uns vom Festlande. Zwei Tage auf hoher See in der einförmigen und doch stets bewegten Ruhe des Meeres. Ich hatte Zeit, mich zu sammeln, mit dem Vergangenen abzuschließen und mich auf neue Erlebnisse vorzubereiten.

Zunächst machte ich mich schüchtern daran, mein Geld zu zählen. Ach, die Mühe war nicht groß! Es fanden sich 1 Dollar, 24 Cents, 6 Briefmarken und ein kanadischer

Fünfer, um notfalls die Straßenbahn zu betrügen. Dann mußte das „Gepäck“ Revue passieren: ein Photo deutschen Modells, nur zu einem Schleuderpreis zu versehen, zwei goldene Schlipsnadeln, im Pfandhaus zusammen einen Dollar wert, und eine Weckuhr. Der „gute Anzug“ konnte kaum in Frage kommen, da er mein einziges Betriebskapital, mein moralisches Rückgrat vor der Welt darstellte.

Man hatte mir gesagt — ich wußte es auch von selbst — und man hatte es schauerlich ausgemalt, daß die Arbeitslosigkeit in diesem Jahre besonders groß sei. In Kalifornien wächst sie ohnedies im Winter immer stark an. Denn da zieht alles, was Seine — oder, wie man hier sagt, einen Ford — hat, in den Süden: alle die Strecken-, Straßen-, Bau- und Farmarbeiter, heimatlose Gesellen, sie ziehen wie Zugvögel gen Süden, sobald im Norden mit Einbruch der kalten Jahreszeit die Arbeit aufhört. Man würde mich also in San Franzisko nicht mit Arbeitsangeboten überschütten! Aber nach der Theorie, daß mehr Leute an Überernährung als an Unterernährung sterben, müßte wohl noch Hoffnung für mich sein.

Am zweiten Tage kamen wir am Kap Mendocino vorüber, dem westlichsten Punkt auf dem Globus, den ich erreichen sollte, von meiner Heimat aus ein Drittel herum. Das zweite Drittel war der Ozean, auf dem ich fuhr, das dritte die Welt, nach der die Westküste schaut: Asien. Das Tor des ameri-



Aus: D. E. Hoppe „Das romantische Amerika“.

Chinesenstadt in San Franzisko.

kanischen Kontinents nach China, Japan, Rußland und Indien ist die „Goldene Pforte“, die felsige Einfahrt der Bucht von San Franzisko.

Wir erreichten sie im Morgendämmer des dritten Tages. Die Blinkfeuer waren fast das einzige, was man sah. Es wurde schnell heller, aber dichter Nebel verhinderte jede Sicht. Nach einer halben Stunde machten wir am Pier fest. Jetzt zerrissen die Nebel, und San Franzisko lag vor uns — ein Anblick, so überwältigend wie der erste Blick auf Newyork.

Nach kurzer begeisterter Umschau zog ich mich in die Kajüte zurück, um noch mal tüchtig zu frühstücken: wer weiß, wie lange es vorhalten mußte? Dann ging es — diesmal ohne Neger als Gepäckträger! — in erwartungsvoller Stimmung an Land: Kalifornien! Laß sehen, was Old Frisco bringt!

Da stand ich denn: der Mann, der mit der Aktentasche als einzigem Gepäck über einen Kontinent reist, mit 1 Dollar, 24 Cents und 6 Briefmarken wildfremd in einer großen Stadt, ohne die leiseste Idee, was zu tun sei, und ohne die geringste Sorge darum. Ich war im goldenen San Franzisko, im Lande des ewigen Frühlings, und das wollte ich erst einmal genießen.

Das Bild, wenn man an Land kommt und den ersten Blick in die neue Stadt wirft, ist ziemlich dasselbe wie in Hamburg, wie in Rotterdam, Newyork und Baltimore: ein chaotisches Gewimmel von Menschen und Autos, meist Lastwagen, ragende Geschäftshäuser darüber mit unendlichen Büros, Banken, Hotels, Klubs, Spelunken, Restaurants, billigen Erfrischungslokalen. Alle zur Verfügung stehenden Wände sind beklebt mit Reklameschildern in überwältigender Menge

und Größe und schreiender Buntheit. Was San Franziskos Hafen vor dem Hamburgs oder Newyorks voraus hat, ist der immer strahlend blaue Himmel, der dies bunte Bild überspannt und verklärt. An den Kais entlang liegt Dampfer an Dampfer. Lastautos und schwere Pferdefarren schleppen das Bunteste an Waren herbei oder werden mit Gütern aus fremden Erdteilen beladen. Fächerförmig verteilen sich die Straßen vom Hafen aus in die Stadt, vollgepfropft vom Verkehr. Eine geschäftige Menschenmenge wogt durch die Straßen. In den Ecken lungern die in der ganzen Welt ziemlich gleich aussehenden Hafentypen: Seeleute, Werftarbeiter in rot-weiß-gestreiften Sweatern und Bettler. An den Kaismauern hocken auf dem Asphalt zerlumpfte Neger und würfeln unter aufgeregtem Gefreisch. Anderwärts stehen in würdevollen Gruppen braune Mexikaner in ihren verwegenen breitkrempigen Sombreros, und — typisch für das Straßenbild San Franziskos — gleich am Hafen sieht man die Chinesen in stets geschäftiger Eile mit kleinen, schnellen Schritten sich durchs Gedränge schieben. An einem Geländer steht eine endlose Reihe tabakkauender Proletarier mit stumpfen, versoffenen, geistig erstorbenen Gesichtern, die in ihrer erdenschweren und doch auch dumm-sorglosen Art in der Sonne lungern, in blauen Seemannssweatern, braunen, grauen, farblosen Kitteln und Jacken, undefinierbaren Mützen, einen Priem zwischen den Zähnen und ab und zu geistesverfunken vor sich hin spuckend. Es ist das Heer der Arbeitslosen, das unvermeidliche Ornament solch eines Hafenbildes. Zeitungsjungen, Heringsbändiger, Bettler, Hotellaufjungen schreien ihre einförmige Litanei, nie geradezu aufdringlich, aber doch stets auf deinen Fußtapfen, um dir etwas anzuschmieren.

Ich arbeitete mir meinen Weg durch den Menschenstrom am morgendlichen Hafen und fand einen schäbigen Gasthof, nahe am Pier, wo man für 25 Cents schlafen konnte. Dort ließ ich mein „Gepäck“, fuhr mir noch mal mit dem Kamm durchs Haar und freute mich, beim Heraustreten den Zwiebelgeruch des „Hotels“ los zu sein.

Ich schlug mich in eine Seitengasse. In San Franzisko gibt es das noch. Der nüchtern errechnete Hundert-Häuser-Block ist der armen Stadt noch nicht überall besetzt. Da verlief ich mich ins Judenviertel, wenn man nicht Ghettos sagen soll: bärtige Alte, dreckige Jungen, kochere Speisehäuser und Althändler beherrschten das Bild.

Vor mir lag ein steiler, felsiger, grüner Hügel; von dort konnte man Aussicht haben. Es war schwül, tropische Gewächshausluft. Man mußte die Knospen schwellen sehen. Der Hügel war üppig bewachsen mit immergrünen Bäumen und Sträuchern, eine fremde südländische Vegetation. Dieser feuchte Boden! Wie schnell das wächst und zerfällt! Ich stieg hinauf: da lag San Franzisko zu meinen Füßen! Wie damals, da ich als Wandervogel nach Würzburg, nach Nürnberg, nach Regensburg pilgerte, so überkommt mich noch heute bei jedem Neuen das alte kindliche, ewig junge und erwartungsvolle Wundern. Wie so viele Städte, die ich mir erwanderte, so war diesmal San Franzisko „die heilige Stadt“.

Hier war kein Münster, kein Rathausgiebel, kein Stadttor: unter mir lag eine eifrige, hastende Hafenstadt mit einem Meer von leichten Holzhäusern in unzähligen Blocks. Drüben in der City waren fünf- und sechsstöckige Geschäftshäuser, und hier und da ragte aus dem Chaos ein Hochhaus oder Wolkenkratzer auf. Wenige Schlote im Hintergrund, und dann die blaue, blaue San-Franzisko-Bai und darüber die kalifornischen Berge, baumlose, grüne Höhenrücken mit den eigenartig scharfen Konturen in der Silhouette. Vor den Bergen dehnen sich die Städte Oakland, Berkeley, Richmond

bebaglich aus. Im Blau der Bucht ein bunter Farbenfleck, braun von Felsen, grün von Rasen, weiß von Gebäuden: Goat Island, die Ziegeninsel mit dem Gefängnis. Und wie eine Fliege über die Fensterscheibe krabbelt, so ziehen hier, da und dort Fähren über die Bucht. Wenn man lange genug wartet, sieht man auch wohl einen Frachtdampfer oder gar einen Ozeanriesen wie ein Spielzeug übers blaue Wasser dahingleiten. Unzählige Hügel ragen rings aus der Stadt auf, die Gipfel meist grasgrün, nur einige bewaldet und einige entblößt bis auf den gelben Dünen sand oder den rot-schwarzen Porphyr. Um diese Hügel brandet das Häusermeer, bergauf, bergab. So ist San Franzisko gebaut.

Und dann — dann, als ich westwärts schaue: das Meer, der Stille Ozean, die endlose Weite, leuchtend und blühend im Sonnenschein, bis sich blaugrünes Meer und blauer Himmel küssen am messerscharfen Horizont. Im Süden liegt Mount Tamalpais, ein Höhenrücken mit einem kleinen Dachreiter, der direkt vom Meerespiegel aus aufsteigt.

Tagelang bin ich ziellos und sorglos durch die herrliche Stadt gebummelt, und je länger ich planlos auf Entdeckungen auszog, um so mehr verfiel ich dem Zauber San Franziskos. Zum ersten Male wandelte ich unter Palmen und Oliven, sah ich Lorbeer und Eukalyptus. Überall im Häusermeer der Großstadt sind grüne Inseln, die tiefe Stille atmen, überall sind Täler und Hügel. Von diesen in Parks verwandelten Hügeln hat man überraschende Blicke auf die Stadt und ihre Wolkenkräfersilhouette und darüber hinaus auf den blauen Ozean in träumerischer Endlosigkeit. Die Pfade sind bemooft und überwuchert von üppiger Vegetation, sobald man die asphaltierte Allee meidet, wo der Amerikaner sein edles Auto mit der entzückend aufgepußten Freundin spazierenfährt.

Herrlich ist der Golden Gate Park, der im englischen Stil angelegt ist, mit weiten Rasenflächen, Baumgruppen, Reit- und Promenadentwegen. Da ist ein Zoologischer Garten, in dem ausgezeichnete Landschaftsszenen aufgebaut sind, die die Heimat der Tiere andeuten: die Antilope wird in der Sagebruststeppe mit den feinen, dünnen Tafelbergen gezeigt, der Berglöwe haust in einem wilden Felscañon des Südwestens.

Ein ganz verwunschenes Idyll ist der japanische Zeegarten. Wie zierlich rokokohaft, elegant und gebrechlich sind diese geschwungenen, pyramidenartig übereinander gestürzten Dächer, diese seltsamen, schlanken Kagenrückenbrücken über dem verträumten, verwachsenen, von Schilf und Seerosen eingerahmten Bach. Und dann die knorrigen, künstlich verschnittenen und verkrüppelten wunderlichen Kiefern und Zedern in den massigen blauglasierten Porzellantöpfen!

Die märchenhaft schöne Lage der Stadt wird einem klar, wenn man durch den Golden Gate Park zu den Golfplätzen an der Goldenen Pforte wandert. Hier übersieht man, wie die Stadt auf einer nach Norden zeigenden Halbinsel liegt, die die Bucht von San Franzisko gegen das Meer abschließt, mit dem diese durch das kühne Felsentor der „Goldenen Pforte“, an ihrer schmalsten Stelle nur einige hundert Meter breit, verbunden ist. Die bergige Halbinsel steigt gegen die Meerenge an, um dann steil und felsig ins Wasser abzufallen, das mit der schweren Brandung des Pazifik gegen das Steilufer anläuft. Dies ist eins der eindrucksvollsten Landschaftsbilder, die ich je sah, und hier erwartete ich den Sonnenuntergang über dem Stillen Ozean. Welche Farben im bunten Wechsel! Eine kühne Phantasie von Blutrot und Orange, wie die Sonne im Meer versinkt, ein Nachleuchten im Abendrot; dann erstirbt all die Farbenpracht, und das Meer, die Bucht und die Berge gehen im Grau der Dämmerung schlafen.

Niemand, der zum erstenmal an der Goldenen Pforte steht,



Aus: D. E. Hoppe „Das romantische Amerika“.

Resten des Kuntpalastes in San Franzisko.

wird sich ihrem Zauber entziehen können. Er teilt etwas von der bannenden Sehnsucht und der erwartungsvollen Hoffnung auf das große, unbekannte, aber sichere Glück, das die Goldsucher von 1849 berauschte, nachdem sie in monatelanger Reise in ihren Segelbooten um die Südspitze des Feuerlandes gefahren waren und nach arktischen Stürmen, tropischer Hitze und mancherlei Gefahren hier in die stille Bucht einliefen. Sie hatten ihr Ziel erreicht und glaubten, nun im Paradies des Goldes, des Reichturns und des Glückes zu sein. Sie nannten den schmalen Felsenzugang die „Goldene Pforte“, denn Gold war, was sie herführte. Gold schloß Kalifornien auf, wenn auch heute das Gold aus den Bergwerken der Sierra Nevada und aus dem Sand seiner reißenden Flüsse den geringsten Teil des Wohlstandes im „Goldenen Staat“ bedeutet.

Die Ausländerviertel sind in den amerikanischen Großstädten immer der niederdrückendste Eindruck. Dennoch gibt es in San Franzisko viele romantische Winkel in der Italienerstadt, im Nezeviertel, bei den hoffnungslos verkommenen Mexikanerhütten. Berühmt ist die Chinesenstadt. Es gibt 30 000 Chinesen in der Halbmillionenstadt. Seit dem großen Erdbeben und Brand von 1906, der das herrliche Frisko fast ganz einäscherte, ist auch die alte romantische, durch ihre Verbrechen schauerliche Chinesenstadt vernichtet. Man hat sie wieder aufgebaut in echt amerikanisch gewollter und daher so unechter kitschiger Romantik. Dennoch bietet sie ein eigenartiges Bild. Da huschen alte, hüßelige Chinesen und Frauen



Kali-
fornische
Landschaft.

Aus: D. E. Hoppe
„Das romantische
Amerika“.

in ihren weiten, stets sauberen Hosen über die Straße. Man sieht und hört sie kaum, im Gegensatz zu den ewig „malerisch“ herumlungern den Negern. Sonntags sind die kleinen Chinesenboys zum Teil in Nationaltracht. Überall gibt's Chop Suey, das chinesische Gulasch, überall sind Läden für chinesische Gerichte, für Dörrfleisch und für ihre wunderlichen Heilkräuter. Reizende Schmucksachen, Elfenbeinschnitzereien und Aquarelle liegen in Kunstgewerbeläden aus, vor allem für die Fremden. Für die Chinesen ist ein Theater da, das chinesische Schaustücke und Tänze zeigt, und im Flüsterton pflegt einem der Cooksche Reiseführer, wenn man sich von ihm herumführen läßt (was ich freilich nicht tat), die Schauer geschichten zu erzählen, wie sich die verschiedenen chinesischen Sippen und Sekten auf gruselige Weise bekämpfen. In der Chinesenstadt von San Francisco kann man ganz gut studieren, was chinesische Dienstbeflissenheit, Höflichkeit, Gastlichkeit ist, und wie der Chinese bei aller Dienstfertigkeit immer die nicht zu besiegende Würde eines uralten, stolzen Kulturvolkes hat. Bei dem kläglichsten chinesischen Wäscher spürt man — so schien es mir wenigstens — diese alte, ehrwürdige Kultur, eine Kultur, die sein Herren- und Wirtsvolk, das ihn wie einen Hund verachtet, eben nicht besitzt.

Die Italienerstadt ist wie ein Ausschnitt aus Larent oder Neapel — eine Hafenpartie heißt denn auch „Klein-Neapel“. Hier hört man kein Englisch, hier sieht man nichts Amerikanisches, hier ist einfach ein Stück italienischer Boden auf dem amerikanischen Kontinent. Man bummelt an den großen Kais entlang und sieht dem geschäftigen Betrieb des Ladens und Verschens der großen Dampfer aus Europa, Asien und Südamerika zu; man kommt an den mächtigen Werften der Bethlehem Steel Co. vorbei, von denen das Knattern der Mithämmer herüber tönt. Allerlei Fabriken sind da, Lager-schuppen und aller Dreck des großen Hafens. Dann hören die Kais auf, nur noch aus der Ferne tönt das Geratter und das Getöse von den Motorwinden der Dzeandampfer herüber. Da ist ein kleines Hafenbecken, in dem tausend Segelschiffe und Ruderboote liegen: Auster-, Krabben- und Hummernfischer, fast alles Süditaliener. Eine bunte Idylle ist dies Bild. Alte, schwarzhaarige, verwitterte Italiener flicken Netze oder neh-

men Schollen aus, struwelköpfige, köstlich verlumpfte, barfüßige Kinder springen umher, man hört Singen und Lachen. Die sorglose Heiterkeit biblischer Armut spricht aus den Gassen am Hafen. Hinter den Kuttern sind die Verkaufsstände, in denen hier und da die wunderlichsten Krebse, Seesterne oder gar Seepferde den Käufer anlocken sollen. Sobald man stehenbleibt, kommt ein schwarzer Struwelkopf angerannt, und mit lebhaften Gebärden wird einem irgendein finster stinkender Fisch angepriesen und vor die Nase gehalten. Über jedes vorhandene Geländer hängen Netze, an denen die Leute herumbasteln; auf den Schuten und Kuttern selbst werden Fische eingefalzen, Netze geflickt, Wäsche gewaschen, und schmutzige kleine Italienerjungen hauen sich dort herum.

Hier saß ich lange auf einer Kaimauer und schaute den Bengeln zu, die fischten. Dann ließ ich mir auch einen Bindfaden geben, an dem ein Junge mir kunstgerecht einen einfachen, kurzen Nagel befestigte, spickte ein Stück Fleisch darauf und ließ diese vorsintflutlich primitive Angel ins Wasser hängen. Das mußte ich auch mal versuchen: Haifische fangen. Es wimmelte hier von jungen und ausgewachsenen Haien. Pfeilschnell kommen sie heran und schnappen nach dem Köder, indem sie sich herumwerfen, denn ihr Maul liegt tief auf der Bauchseite. Nachdem mir unzählige Fleischbrocken weggeschnappt waren, zog ich nach Stunden endlich triumphierend einen halbmeterlangen jungen Hai aus dem Wasser. Man kann das zähe Fleisch nicht essen, aber der Sport dieses Fischens ist aufregend, zumal die größeren Haie wie wild um sich schlagen, wenn man sie wirklich an Land ziehen kann. Dabei wird einem das Sitzen auf dem Felsen nie langweilig. Der weite Blick übers blaue Meer ist berauschend schön. Rhythmisch schlägt die Brandung ans Ufer, im klaren Wasser ist ein wunderbares Leben von Algen, Tangen, Muscheln und Seesternen. Wo der Strand sandig ist, stehen Scharen von Möwen und warten, daß ihnen die Brandung allerlei Gwürm und Muscheln auf den Sand spült, aber bei einem kräftigeren Wellenschlag fliegt die ganze Bande unter entrüstetem Gefreisch auf.

Bei aller Geschäftigkeit liegt über der Stadt eine herrliche Ruhe und Muße. Das macht das Klima. Auf den Plätzen



Kalifornische Steilküste.

Lichtbild: D. E. Hoppe.

und in den Parks lungern arm und reich herum und freuen sich am Sonnenschein, von dem sie zu leben scheinen. Und wie angenehm berührt die Abwesenheit aller Schutthäufen! Wo sonst die amerikanischen Städte aufhören, gibt's Schutthaldden, Autofriedhöfe, Unrat jeder Art. Aber wo San Francisco zu Ende ist, scheinen überall Parks, Rasen- und Zummelplätze zu beginnen.

Der Kalifornier betrachtet sein Land als ein Geschenk Gottes an ihn persönlich und als die einzige Gegend auf Erden, in der der Mensch sein Leben lebenswert gestalten kann. Aber der Bürger von San Francisco hält sich noch für ganz besonders begnadet, und jeder muß ihm das zugestehen, außer seinem eifersüchtigen Wettbewerber, dem Bürger von Los Angeles. Auf der Fähre über die Bucht schaut man sich um nach all der Herrlichkeit. Auf einen Ausruf der Bewunderung geht der Nachbar begeistert ein und lobt seine Heimat — oft seine zweite. Am meisten rühmt er immer das Klima, die Sonne, den ewigen Frühling. Der Kalifornier überbietet sich an Gastfreundschaft rein aus Heimatliebe.

Nach alter Gewohnheit suche ich mir den höchsten Wolkenkratzer aus, um von seinem Dache einen Rundblick über Stadt und Umgebung zu bekommen. Auf's Dach? Der Liftboy läßt mich beim Betriebsdirektor der Telephongesellschaft, der das Haus gehört, anfragen. Dieser Herr kann nicht umhin, mich persönlich aufs Dach zu begleiten, sobald er hört, ich sei Ausländer. Wir waren geschlagene dreiviertel Stunden oben. Ich brauchte keinen Reiseführer mehr durchzulesen, und zugleich war meine Belehrung über die Stadt nichts weniger als trocken.

Ich war ja wie ein Seemann auf Landurlaub: ohne Ziel und besonderes Geschäft, wissensdurstig und erlebnishungrig. So griff ich auf, was sich mir bot. Herrlich, mit nichts zu eigen als dem Sonnenschein die schöne Welt zu genießen! Ein paarmal saß ich in der riesigen Bibliothek und unter-

richtete mich über allerlei, was mich interessierte: Öl, Erzbergbau, Obstkultur, Außenhandel und soziale Gesetzgebung. Ich besuchte eine Werft und ein paar kleinere Industriewerke. Aber San Francisco ist eigentlich keine Industriestadt. Seine Bedeutung hat es als Handels-, Hafen- und Bankstadt.

Einen Nachmittag besuchte ich das De-Young-Museum, das unter anderem eine japanische und eine herrliche chinesische Kunstsammlung besitzt, die auf die vielen Fäden zur gegenüberliegenden Küste hinweisen. Es birgt die beste Sammlung von Goldquarz und Goldstufen und ein paar wunderbare Goldkristalle, die sehr selten sind, daneben Mineralien, Edelsteine und vieles andere.

Ich stand über einen Glaskasten gebeugt, der Opale enthielt. Mir gegenüber bückte sich jemand über denselben Kasten. Ich richtete mich auf und sah einen solchen Opal als Schlipfnadel auf einer barocken, künstlerisch genial um den Hals gewundenen Krawatte. Ein kleiner, vergnügter Herr zeigte auf diesen blaurotgrün funkelnden Stein und sagte: „Schön, wie?“ Und dann fing er an, mit all seinem Temperament die Geschichte dieses Opals zu erzählen und die Geschichte seiner Pferde und ihrer Preise, und seine eigene Geschichte, die seines Vaters und seines Volkes, der Franzosen, und die seiner Mutter und ihres Stammes, der Navajo-Indianer in Neumexiko. Ich konnte kaum Atem schöpfen, so heiß war der kleine, hügelige einundsiebzigjährige Navajo-Indianer! Ist das nicht ein herrlicher Klang?! Er war stolz, Navajo zu sein. Vom Franzosen „hier!“, und er zeigte auf seinen Kopf, und vom Navajo „hier!“, und der lebhafteste, o-beinige kleine Kerl ließ stolz seine Muskeln spielen und spazierte püsig vor mir umher.

Er hatte als zehnjähriger Junge angefangen, mit Pferden umzugehen. Die sind sein Leben. Er wurde Cowboy, Pferdedieb — er lacht übers ganze Gesicht —, und noch mit einundsiebzig Jahren ist er „fency rider“, wofür „Kunstreiter“

eine schwache Übersetzung ist. Er besitzt 20 000 Morgen in Neumexiko, hat dort „die besten Pferde der Welt“ und reist mit ihnen durch Amerika. Er ist nun „überall“ gewesen, und jetzt ist solch schlechte Zeit. Aber früher zog er mit seinen Pferden durch die ganze Welt: durch beide Amerika, Australien, Europa, China und Japan.

Navajos haben so viele Frauen, wie sie Lust haben. Er hatte achtundzwanzig Kinder, einundzwanzig leben noch. Er sorgt für alle, und alle haben gleiches Recht. Er ist einundsiebzig, aber er will noch nicht sterben.

Ich hatte an der Steilküste der Goldenen Pforte gebadet. Hier stürzen die Felsen schroff ins Meer ab, und die Brandung tost und gischtet um die Klippen. Unweit lag das Wrack eines Frachters, der auf Felsen aufgelaufen und in der Mitte entzweigeborsten war und dessen Hälften mehrere Meter voneinander entfernt lagen. Ein Stück weiter draußen ragten Klippen aus der Flut, auf denen sich wohl ein Duzend See-Löwen sonnten und ab und zu unbeholfen ins Wasser planschten. Eine gefährliche Strömung, und die Haifische ließen einen vorsichtig nahe der Küste bleiben. Aber trotzdem: welch ein Hochgenuß, im Kampf mit Brandung, Strömung und Felsen in die heroische Landschaft hinauszuschwimmen — bei aller Nähe der Stadt doch ganz einsam.

Ehe ich abends zurückschlenderte, stand ich ein paar Minuten an einer brusthohen, weinberankten Mauer und schaute auf die Stadt und die Bucht und die Berge, die sich sichtlich schnell vergoldeten, je mehr die Sonne sank. Jemand trat an die Brüstung und sog den köstlichen Blick in sich wie ich. Dann fragte er mich, was jene Kuppel dort unten sei. Es war das Alte Museum, das seit dem großen Erdbeben von 1906 in Ruinen steht. Eine Frage gibt eine Gegenfrage, und wir kommen ins Gespräch. Der Fremde entpuppt sich als Mr. Chort, der von seiner Obstfarm in Middletown in die Stadt kommt, um sich Bahne ziehen zu lassen. Na, kurz und gut, Mr. Chort könnte „vielleicht“ jemand gebrauchen, der seinen Traktor bediente. Gegenwärtig wäre ja Normann zu seiner Hilfe da, aber Normann werde wohl . . . und seine Frau würde wohl . . . und das Wetter könnte wohl . . . und ich sollte in drei Tagen telephonisch anfragen.

Das klang ja nicht schlecht. Mein guter Stern schien auch an Kaliforniens blauem Himmel nicht unterzugehen. An diesem Abend zog ich zu den Juden in Howard Street und versetzte meine goldene Schlipsnadel von der Homestake und die Weckuhr und stellte ein wohlausgeglichenes Budget auf, wie ich mein „Vermögen“ verprassen würde.

Nach drei Tagen, am 12. Februar, morgens, telephonierte ich „befehlsgemäß“ an. Ich wurde zur Abfahrt kommandiert, und wir brausten im Auto von San Francisco ab. Unser Ziel war Middletown, Kalifornien, 120 Kilometer nördlich im Küstengebirge. Mr. Chort hatte mich als Farmgehilfen gedungen, zum Pflaumen- und Birnbäumebeschneiden, zum Melken, Schweinefüttern, kurz, was es auf dem Lande eben zu tun gibt.

Auf dieser Fahrt sah ich zum erstenmal richtige kalifornische Landschaft, das Land der Trauben, Birnen, Pflaumen, Pfirsiche und Äpfel. Wir fuhren durch das Napatall, das typische Bild der Obstkultur: ein breites, ebenes Tal zwischen hohen, steilen, dünnen Bergen, die mit Gras oder immergrünem Gestrüpp bewachsen sind. Der Napafluß schlängelt sich durch ein tiefes, aber beinahe ausgetrocknetes Geröllbett. Es regnet fast nie in Kalifornien, nur im Februar und März stürzen in ein paar kurzen, heftigen Schauern und Wolkenbrüchen große Wassermassen nieder. Diese entblößen die Berge stark ihrer Ackerkrume und schwimmen sie in die Täler. Zugleich geben sie jedem Bach und Rinnal solch breites Geröllbett, das nachher fast das ganze Jahr hindurch trocken liegt.

Hier lernt man den Stolz des Kaliforniers auf seine Heimat verstehen. Der liebe Gott hat ihm den blauen Himmel und den Sonnenschein geschenkt, die trocknen Berge, die breiten Täler und das Meer mit seinen Häfen. Aber der Kalifornier hat das Land erst bewohnbar, fruchtbar und lieblich gemacht: durch die künstliche Bewässerung. Die ebenen, lehmigen Täler, die guten Boden haben, sind leicht zu bewässern, wenn man das reißende Wasser irgendwo in den Bergen in Seen aufspeichern kann und es abläßt, wenn man es braucht. Kalifornien ist eine dürre Wüste und ein ödes Bergland mit magerer Vegetation — aber es wird zum üppigen Gartengarten, wo man die Wurzeln bewässern kann und die Früchte an der ständigen Sonne reifen läßt.

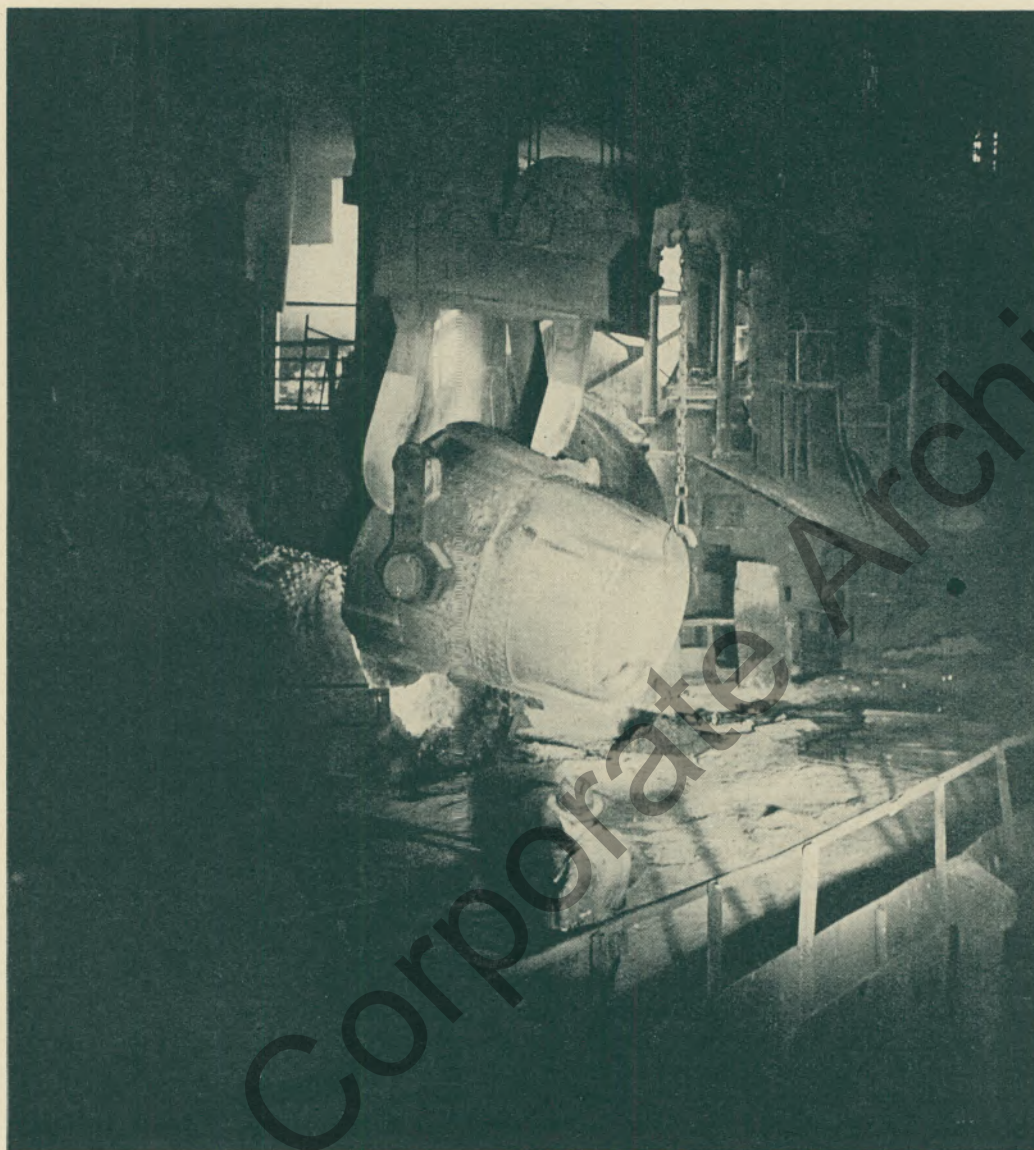
Es war ein unbeschreiblich schöner Abend, als wir in Middletown nach einem fabelhaft guten Essen am Kamin saßen, in dem die dicken Eichenknorren knisterten und flackerten. Ich war gesichert, war zu Hause bei gut bürgerlichen, sorglichen Leuten. Man atmete Ruhe. Aus der fernen Welt holte man sich mit dem Radio Geigenmusik, man schaute in die Flammen des Kamins und träumte. Ehe man ins Bett stieg — und welch ein Bett, im eigenen Zimmer, geborgen und heimatlich! —, trat man nochmals vors Haus. Friede der Nacht, ein ferner Bach rauschte, sonst war völlige Stille. Und über das schwarze Himmelszelt war ein Meer von glitzernden Sternen ausgestreut wie funkelnde Edelsteine: die Planeten, die alten, vertrauten Sternbilder, die Milchstraße — und alles in so bezaubernder Klarheit und Schönheit, wie ich's wohl noch niemals gesehen hatte. Da stand ich nun, verwundert wie ein Kind, vor dem, was man jede Nacht sehen kann.

Diese drei Wochen als Farmhelfer waren eine herrliche Zeit. Körperliche Arbeit draußen in der lauen Frühlingsluft und um mich her ein fröhliches Wachsen und Gedeihen: der Regen, der über aller Landarbeit liegt. Jeden Morgen, jeden Mittag und jeden Abend gibt's etwas zu essen; ich habe mein Hemd gewechselt, und es ist köstlich, „zu Hause“ zu sein. Chorts sind rührend wie die „guten Leute“ im deutschen Märchen. Um fünf Uhr ist Feierabend, dann holt man die Kühe von der Weide und füttert sie und die Hühner, die Schweine und meinen Freund Tip, den Hund. Abends sitzt man am knisternden Kaminfeuer bei Musik und tiefgründigen Gesprächen mit dem Alten und seiner Frau. Dann geht's zu Bett, und dann schläft man den Schlaf des Gerechten, bis morgens die Sonne einen weckt. Welch friedliches, glückliches Dasein!

Und es war Frühling! Frühling in Kalifornien! Die blauen Traubenzhyazinthen läuteten ihn ein. Über den Bäumen lag der erste grüne Hauch. Die Vögel stimmten ihre Lehnen für neue Lieder. Der Specht fing an, sein Nest zu bauen, die Wachtel gurrte im Gestrüpp, und im Walde kamen die ersten Blumen, so innig zart und bescheiden wie unsere deutschen Frühlingsblumen. Hier oben habe ich wohl zum erstenmal in Amerika richtig wie daheim im Grase gelegen, Blumen gepflückt, den Vögeln gelauscht und in den blauen Himmel geguckt. Wahrhaftig, ich war vorher nie dazu gekommen!

In Portland hatte Schnee gelegen. Dann war ich nach drei Tagen Dampferfahrt ganz plötzlich mitten in den Frühling hineingeraten, den ich jetzt hier oben erst wieder werden sah. Und ich sollte fast ein halbes Jahr Frühling haben, denn ich lief ihm nach: im Februar fing er in Nordkalifornien an, Anfang März war er in Südkalifornien in schönster Blüte, Anfang Mai blühte der Kaktus in der Wüste Arizonas, und Anfang Juni taute in den Viertausendern im Felsengebirge Kolorados der Schnee, und ich erlebte das Wunder des Bergfrühlings, um sechs Wochen später mit den ersten Schneefällen dort oben dem beginnenden Winter zu entfliehen.

(Fortsetzung folgt.)



Im Thomasstahlwerk.

Das aus dem Roheisenmischer
entnommene flüssige Roheisen
wird mittels einer Gießpfanne
in die Thomasbirne eingefüllt...
(Vgl. auch das Titelbild.)

Thyssen-Hütte, Hamborn (Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft).

Lichtbilder: Leiterhold-Wfa.

Chemie und Metallurgie im Altertum.

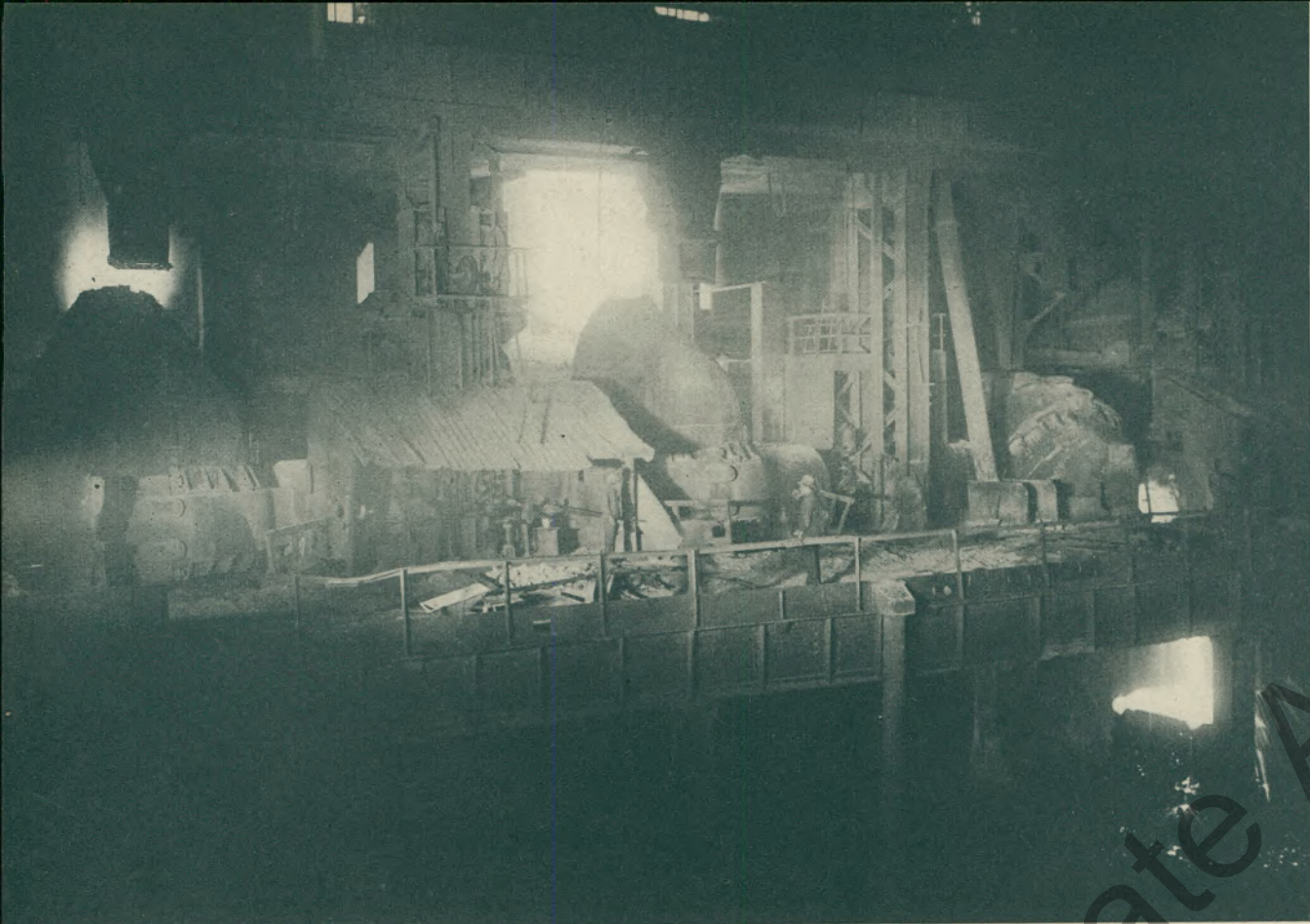
Von Dipl.-Ing. Rudolf Seiden, Wien.

Nicht das Wort war im Anfange, nicht die Theorie, sondern die Tat, die Praxis — vielleicht auch die Idee: der Wunsch nach Vervollkommenung täglich ausgeführter Handhabungen.

Schon im grauen Altertum beschäftigten sich die Menschen mit der angewandten Chemie, freilich ohne sich über ihren Sinn Rechenschaft abzulegen. Um nur ein Beispiel zu nennen: die zerstörende und doch auch segenvolle Wirkung des Feuers wurde sehr bald erkannt; und irgendein primitiver Mensch der Urzeit hat wohl als erster das Feuer zum Brennen von Tonwaren und ein anderer zum Erhitzen eines Metalls herangezogen. Wer dies war, wissen wir nicht; wenn wir den uns erhalten gebliebenen Schriften aus dem Altertum Glauben schenken wollen, dann sind die Anfänge der Chemie, die Anfänge fast aller Künste und Gewerbe den Göttern und Halbgöttern der Urvölker zu danken.

Die ersten chemischen Kenntnisse dürften die Sumerer, die

Ureinwohner Vorderasiens, erworben haben: ihnen war wohl die Gärung gewisser Pflanzensäfte, die Heil- und Giftwirkung von Pflanzen aufgefallen, und sie verstanden es wahrscheinlich auch schon, Wände und Gewänder zu färben. Von ihnen übernahmen dann die Assyrer chemisch-technische Rezepte, welche auf Tafeln aufgezeichnet wurden, die bei den Ausgrabungen von Ninive um 1850 durch Layard entdeckt und erst vor kurzem, nach fünfundsechzigjähriger Arbeit, entziffert werden konnten. Auch die Babylonier und die Juden verstanden sich in der Kunst der Chemie, und im Alten Testament wird beispielsweise der Bergbaubetrieb im alten Judensaatte beschrieben, wie denn das Wort „Metall“ selbst semitischer Ursprungs ist: es leitet sich von „matal“ ab, was „schmieden“ heißt. Von Metallen werden in den altjüdischen Schriften Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Blei und Zinn erwähnt. Die Phönizier wieder verstanden sich sehr gut in der Glasfabrikation; sie erzeugten Bronze und daraus Schmuck



Im Thomaswerk der Thyssen-Hütte, Hamborn.

... in dieser „Birne“ (die ihren Namen nach ihrer birnenförmigen Gestalt trägt) erfolgt die Umwandlung des Roheisens in schmiedbares Eisen, auch Stahl genannt. Der Vorgang ist denkbar einfach: Der Boden der Birne enthält rund 200 Öffnungen, durch die nach Aufrichten der mit Roheisen gefüllten Birne mittels eines Gebläses Luft durch die flüssige Eisenmasse hindurchgeblasen wird. Die hindurchströmenden Windstrahlen verbrennen die im flüssigen Roheisen vorhandenen Nebenbestandteile Silizium, Mangan, Kohlenstoff und Phosphor bei weite-
rer, durch die Verbrennungswärme bewirkter Temperatursteigerung. Zunächst verbrennen überwiegend Mangan und Silizium, dann der Kohlenstoff und schließlich der Phosphor. Während der Kohlenstoffverbrennung wird die Mündungsflamme, infolge der Verbrennung des aus der Birne unter Luftzuleitung austretenden Kohlenoxydgases zu Kohlenäure, immer länger und glänzender. Ist nach etwa 10 Minuten der Kohlenstoff verbrannt, so sind noch etwa 2 Minuten für die Entphosphorung nötig, wobei dank der hohen Verbrennungs-

und Waffen vor Jahrtausenden, als im Norden Europas noch die Steinzeit herrschte; sie mischten Galben, besaßen ansehnliche Färbereien, in denen auch schon Beizen zur Färbung der Farben, vor allem des Purpurs, benutzt wurden, und in der Metallurgie waren sie besonders weit fortgeschritten, denn Silber gewannen sie durch Verschmelzen der Erze mit Blei, und das Gold erhielten sie — genau wie wir heute — durch Schlämmen der Erze, durch Waschen des goldhaltigen Sandes oder durch Amalgamation (mit Quecksilber). Sie verwendeten es übrigens häufig zum Vergolden anderer Gegenstände, wie sie denn überhaupt in der Metallverarbeitung Meister waren.

Die Metallgewinnung beherrschten auch die alten Ägypter. Hervorzuheben ist, daß sie das Schmelzen der Eisenerze in besonderen Öfen wahrscheinlich schon vor der Gewinnung des Kupfers verstanden, wie denn die moderne Forschung annimmt, daß auf das Steinzeitalter die Eisen- und dann erst die Bronzezeit folgte und nicht umgekehrt; darauf hier näher einzugehen, würde allerdings zu weit führen. Die Ägypter erzeugten auch farbige Gläser, Emaille, künstliche Edelfsteine sowie sehr hochwertige Papiere, die bis heute erhalten geblieben sind.

Das Wort „Chemie“ selbst leitet sich übrigens nach Ansicht vieler Gelehrter von dem alten Namen Ägyptens her, und man bezeichnete sie lange Zeit als die „ägyptische Kunst“. Tatsächlich galt sie in Ägypten als heilig und stand vornehmlich im Dienste der Religion. Die Priester waren hier und in den anderen Staaten des Nahen Ostens die ersten Chemiker; sie hüteten ihre Wissenschaft als Geheimnis.

Ziel und Aufgaben der Chemie haben sich seit jeher immer wieder gewandelt; in sie tiefer einzudringen, war den Chemikern des alten Orients nicht möglich gewesen — sie wußten keine Antwort auf die Fragen: Wie und Warum und verloren sich bestenfalls in metaphysischen Spekulationen. Erst als die Griechen das Erbe der vorderasiatischen Völker antraten und damit auch viele praktisch-chemische Erfahrungen kennenlernten, wurden Versuche unternommen, durch Ver-

bindung naturphilosophischer und chemischer Vorstellungen eine Theorie der Chemie zu schaffen. Sie stand freilich auf recht schwachen Füßen, da auch die Griechen trotz ihrer hochentwickelten Kultur in der Naturforschung nicht induktive Methoden zur Anwendung brachten, also nicht — wie dies unerlässlich ist — auf Grund systematisch ausgeführter Versuche und Vergleiche allgemeingültige Gesetze der Chemie herauszufinden sich bemühten.

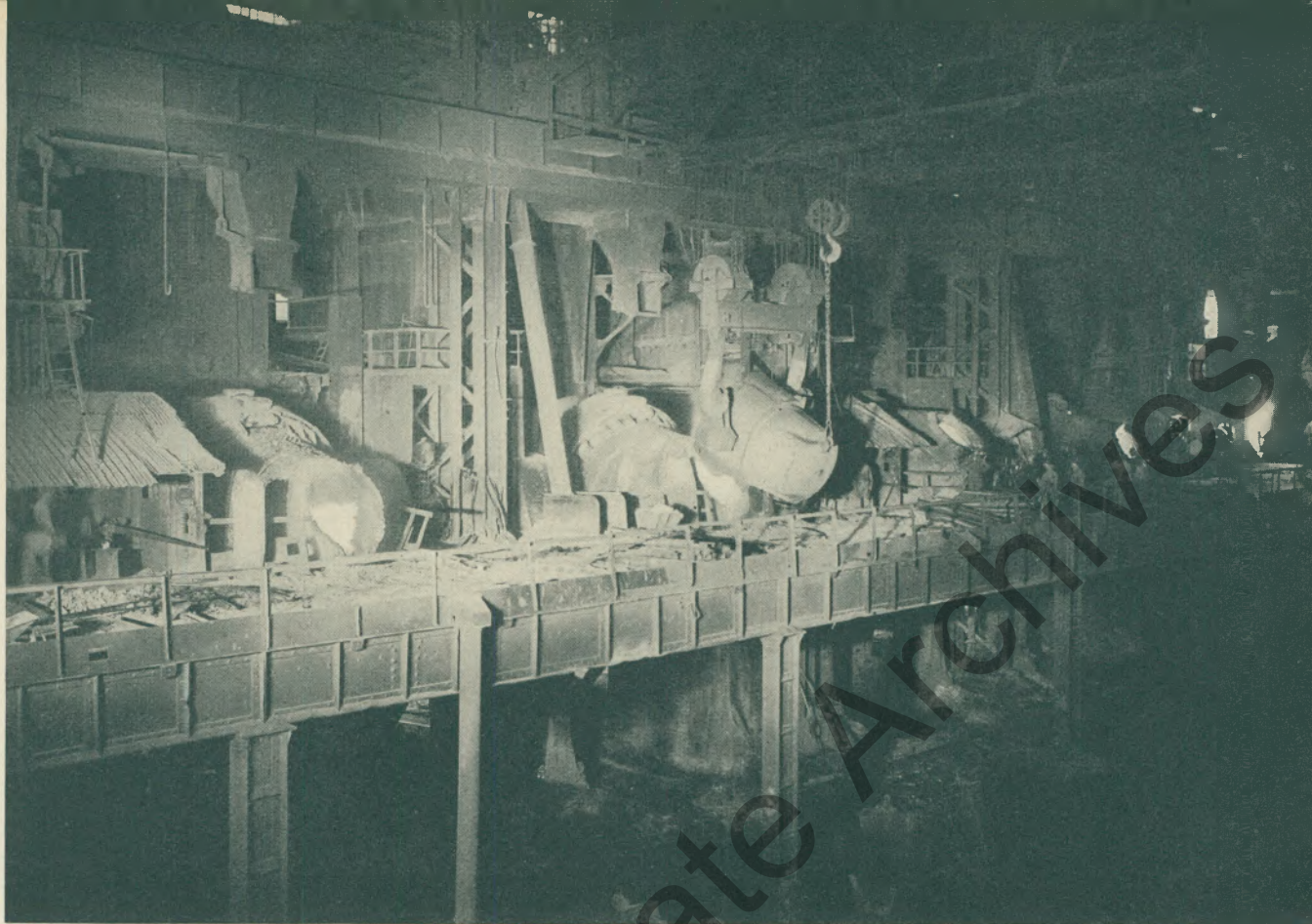
Thales, der um 600 v. Chr. lebte, sah im Wasser den Urstoff der Welt; Anaximenes meinte, daß die Luft, und Herakleitos, daß das Feuer dieser Urstoff sei. Und wenn heute diese Ansichten auch als falsch bezeichnet werden müssen, so beweisen sie doch, daß schon vor 2500 Jahren die Wandlungsfähigkeit der Natur und der Kreislauf in ihr erkannt worden sind. Um die gleiche Zeit hat Pythagoras die Behauptung aufgestellt, daß Zahlenverhältnisse in der Allmutter Natur eine wichtige Rolle spielen und damit gewiß eine richtige Vorahnung bedeutsamer Erkenntnisse der modernen Naturforschung gehabt. Im 5. vordchristlichen Jahrhundert lebte Demokritos, vielleicht der erste chemische Experimentator, der auch die Lehre von den Atomen begründete, denn er sagte, daß diese die kleinsten, nicht weiter teilbaren Teilchen der Elemente sind. Dann kam der große Philosoph Aristoteles, der auch die Naturwissenschaften durch viele Jahrhunderte maßgebend beeinflusste. Seine Ansichten über die Elemente waren allerdings auch nur spekulativer Art; er sah in ihnen nicht Urbestandteile der Materie, sondern eher deren fühlbare Eigenschaften. Vom Äther sagte er, daß dieser in ewig gleichen Kreisbewegungen das Weltall erfülle, dessen Ordnung und Dauer bewirkend. Salze, Steine, Erze entstehen im Erdinneren durch „Reifen“ aus Wasser und Erde, unter Einwirkung hoher Drücke; Gold allein ist frei von Erde, doch sind sich alle Metalle im Wesen nahe verwandt und befähigt, ineinander überzugehen.

Als dann später die Periode des Hellenismus entstand, wurde Alexandrien der Sitz der Wissenschaften; hier lebten

wärme des Phosphors die Badtemperatur so hoch ansteigt, daß an der Mündung nunmehr braune Metalloryd- dämpfe austreten.

Ist der letzte Rest entfernt, erlischt die Flamme. Das „Grischen“, die Umwandlung des Roheisens in Rohstahl, ist im wesentlichen beendet. Die flüssige Stahlmasse wird in die bereitstehende Gießpfanne ausgegossen (Birne rechts auf linkem Bild) und von dieser zur Gießgrube gebracht, um dort zu Rohstahlblöcken gegossen zu werden, die ihrerseits wieder im Walzwerk sich in Schienen, Träger, Platten und Bleche verwandeln.

Rund 20 Minuten dauert der ganze Vorgang, der Eisen zu Stahl werden läßt; 30 Tonnen (das Ladegewicht von 3 Normalgüterwagen) schluckt jede „Birne“ bei jedem Arbeitsprozeß. Insgesamt 6000 bis 6500 Tonnen Roheisen (entsprechend dem Inhalt von 600 bis 650 Normalgüterwagen) können täglich durch die Gurgel der sieben „Birken“ im Thomasstahlwerk der Thyssen-Hütte, Hamborn, wandern, in das die drei vor- und nebenstehenden Bilder einen Einblick vermitteln.



Im Thomaswerk der Thyssen-Hütte, Hamborn.

wirklich bedeutende Mathematiker, Astronomen und auch Mediziner. Die Chemie aber blieb auch hier ein Stiefkind; niemand wußte, wo und wie die chemische Forschung einsetzen sollte. Man lernte nur das rein Technische und die aus Erfahrung heraus entstandenen Rezepte verbessern; man suchte goldglänzende Metalllegierungen zu erzeugen und meinte, so auf dem Wege zur Herstellung künstlichen Goldes zu sein, und in grüngelbten, durchsichtigen Gläsern sah man schon — Smaragde! Die Forschung befand sich zweifellos auf einem Hohlweg; die Alchimie kam in Blüte. Die Ausdrucksweise der Fachschriften wurde immer geheimnisvoller, die Begriffsbestimmungen ungenau und unklar; alles wurde mit symbolischen Namen bezeichnet, die zu entziffern sehr schwierig war. Mystisches Dunkel und allegorische Sprache finden wir dann während des ganzen Mittelalters in den alchimistischen Schriften, genau so wie schon bei Rosimos, der am Ausgang des Altertums in Alexandria wirkte. Rosimos beschrieb auch technische Fragen eingehend, so die vier „Körper“ Blei, Kupfer, Eisen und Zinn, und schließlich erwähnte er in seinen Arbeiten wiederholt eine Frau, Maria, wohl die erste Chemikerin, die es gab. Sie wirkte in Ägypten und hat anscheinend sehr viele Apparate geschaffen, so auch eine recht zweckmäßige Destillationsvorrichtung für die Schwefelreinigung, die aus gläsernem Helm, Tonrohr und Mantelgefäß bestand.

Wir haben uns den Stand der Chemie im alten Orient und in Griechenland vor Augen geführt; so bleibt uns nur noch, einen Blick auf das Römerreich zu werfen, um das gewonnene Bild zu vervollständigen. In zahlreichen lateinischen Schriften sind chemische Vorgänge beschrieben, nirgends aber läßt sich ein Ansatz zu einer chemischen Theorie feststellen. Eingehender hat sich mit chemischen Fragen nur der römische Schriftsteller Plinius Secundus befaßt, der im ersten nachchristlichen Jahrhundert lebte; er hat 37 Bücher hinterlassen, die recht gut erhalten und vornehmlich der Chemie des Alter-

tums gewidmet sind. Darin wird z. B. die Luft als ein „nach oben“ strebendes Element bezeichnet, im Gegensatz zu anderen, festen und schweren, das heißt zur Erde strebenden Elementen. Im übrigen war von Gasen zu jener Zeit noch fast gar nichts bekannt gewesen. Auch die Darstellung von Kupferverbindungen, wie Kupfervitriol und Kupferoxydul, wird dargelegt und zu ersterem bemerkt, daß es in der Medizin als Brechmittel, von den Schuftern zur Schwärzung des Leders verwendet wurde. Ferner war bekannt, daß Eisen magnetisch gemacht werden kann, daß Quecksilber gereinigt wird, wenn man es durch Leder preßt, und daß dieses Metall mit anderen Amalgame gibt. Dann wußte man Blei, Zinn und Silber voneinander zu trennen und Bleiglätte, Mennige, Bleiweiß, Smalte, Grünspan, Rienruß, Realgar, Auripigment, Indigo sowie andere Farbstoffe zu erzeugen. Glas wurde durch Zusammenschmelzen von Sand und Soda erhalten, Schwefel durch Ausschmelzen gewisser Minerale, Quecksilber durch Destillation von Zinnober in Gegenwart von Eisen usw. Man wußte aber auch Pottasche aus Asche zu gewinnen, harte und anderseits Schmierseisen zu erzeugen, Kochsalz durch Eindunstlassen des Meerwassers oder durch Aufgießen des Meerwassers auf brennendes Holz zu bereiten. Heilmittel waren bekannt (also die Anfänge der pharmazeutischen Chemie), aus Fetten und Bleiglätte wurden Pflaster erhalten, aus Weizenstärke Zucker, aus Fichtenharz — durch Destillation — Terpeninöl und durch Pressen von Samen und Fetten Speiseöle. Alle diese chemischen Prozesse sind den heute angewendeten gleich oder doch verwandt, und so können wir denn abschließend feststellen, daß die chemische Technologie schon im Altertum verhältnismäßig gut entwickelt war, daß aber die Alten trotz ihrer oft hochentwickelten Kultur es nicht vermochten, in die Chemie tiefer einzudringen und richtige Erklärungen für ihre Ergebnisse zu finden.

Im Anfang war die Praxis — die Theorie kam viel, viel später ...

Wie sie ihre Erfindungen machten.

Von Hermann Ulbrich-Hannibal.

In der Berliner Flora hielt jemand einen Lichtbildervortrag. Das war nichts Besonderes.

Aber es war etwas Besonderes, daß der sechzehnjährige Berliner Photograph und Glasmaler Max Skladanowski den Projektionsapparat bediente, um den Vortrag seines Vaters mit Lichtbildern zu illustrieren.

Denn während der alte Skladanowski seine wissenschaftlichen Theorien auseinandersetzte und die Zuschauer auf Wort und Bild des Vortrages lauschten, kam dem jungen Skladanowski, weil ihn der Vortrag des Vaters nicht interessierte, am Projektionsapparat ein außergewöhnlicher Gedanke.

Warum, so fragte er sich, müssen sich die Zuschauer mit solchen leblosen Lichtbildern begnügen? Kann man ihnen nicht auf der Leinwand zeigen, wie sich Mensch und Tier in ihrer Umgebung bewegen?

Und von diesem Tage an ließ ihn dieser Gedanke nicht mehr los.

Er wollte einen Laufbildapparat bauen, der es ermöglichte, lebendige Photoaufnahmen zu machen, nahm seine Spargroschen und bastelte unermüdlich mit seinem Bruder, bis es ihm nach dreizehn Jahren gelang, den Kinaufnahmeapparat zustande zu bringen.

Dann zog er mit seinem geheimnisvollen Apparat aus, um die ersten lebenden Aufnahmen zu machen, und zwar, wie sein Bruder gymnastische Bewegungen ausführte; aber dann mußte er noch erst einen brauchbaren Projektor für den Film erbauen.

Darüber vergingen noch drei Jahre.

Aber dann konnte im Berliner Wintergarten die erste Filmaufführung der Welt mit der Abrollung eines sechs Meter langen Filmstreifens vor sich gehen.

Max Skladanowski hatte gesiegt.

Was machte es, daß er von der ersten Idee seiner Erfindung bis zu ihrer Ausführung sein Lebensalter verdoppelt hatte!

Henry Bessemer hatte einen auswechselbaren Datumstempel erfunden und ging allen möglichen Gedanken nach, um mit neuen Erfindungen hervorzutreten.

Aber es war nicht so leicht, ein großer Erfinder zu werden, besonders für einen Jüngling, der nur ein Jahr lang im väterlichen Betriebe am Schraubstock gestanden und keine fachmännische Ausbildung genossen hatte.

Da kam eines Tages seine Schwester zu ihm und bat ihn, ihre Sammelmappe mit einer Aufschrift zu versehen. Und da er seine Schwester gern mochte, wollte er das besonders hübsch ausführen und keine gewöhnliche Tinte dazu verwenden.

Er ging in eine Drogerie, um sich Goldpulver zu kaufen. Aber er mußte für eine Unze dieses Pulvers sieben Schilling bezahlen.

Das veranlaßte ihn, nach der Herstellung des Pulvers zu forschen. Er überzeugte sich zuerst davon, daß das Goldpulver gar kein richtiges Gold enthielt, und fand daher, daß der Preis des Pulvers ungerechtfertigt hoch war.

Er suchte nach einer Schrift über dieses Goldpulver und entdeckte im Britischen Museum in alten Werken die Beschreibung eines äußerst umständlichen Herstellungsganges solchen Pulvers.

Bei solchem Werdegang mußte das Pulver ja schließlich so teuer sein. Er arbeitete daher ein einfaches und billigeres Verfahren zur Herstellung von Bronzepulver aus.

Und siehe, dieses Verfahren ermöglichte es ihm, mit drei Gehilfen täglich genau soviel Bronzepulver herzustellen, wie

eine Bronzefabrik nach ihrer alten Methode mit achtzig Arbeitern erzeugte.

Als das Radfahren aufkam, begeisterte das neue Verkehrsmittel auch den jungen Mechaniker Ernst Sachs aus Konstanz am Bodensee.

Es ging zwar noch etwas langsam und schwer, das ganze Radfahren, aber dennoch lohnte dieser neue Sport, daß man sich mit ihm abgab.

Deshalb wurde auch Ernst Sachs ein eifriger Sportsfahrer und holte sich so viele Auszeichnungen, daß er sie sich zu Duzenden aufstecken konnte.

Deshalb kümmerte er sich auch wenig um die Polizisten in Schweinfurt, denen es nicht passen wollte, daß der junge Mechaniker wie ein Windhund durch die Straßen fuhr, während sie sich immer noch wie zu Adams Zeiten auf ihren eigenen Beinen langsam vorwärts bewegen mußten.

Aber er würde bei Gelegenheit seine Strafe bekommen.

Und sie kam schneller und anders, als es sich die Polizisten dachten. Er erlitt einen schweren Sturz vom Fahrrad.

Die Polizisten glaubten, nun vor diesem Radfahrer ihre Ruhe zu haben.

Aber Ernst Sachs dachte anders. Warum war dieses Unglück geschehen? Doch nur dadurch, daß sich die Pedalen des Fahrrades auch bergab mitdrehen.

Es sollte kein Radfahrer mehr auf diese Weise einen Unfall erleiden, sagte er sich, ging daran, diesem Übelstand abzuweichen, erfand Freilauf und Rücktrittsbremse und machte das Fahrrad damit zum beliebten Volksfahrzeug.

Heinrich Ehrhardt war dabei, für die Stahlindustrie einen Fabrikationsweg zum Pressen von nahtlosen Hohlkörpern und zum Ausziehen dieser Hohlkörper zu dünnen und langen Stahlrohren zu suchen, der jede Schweißung überflüssig machte.

Er ging von der Idee aus, wie er selber sagte, „in eine zylindrische Pressform einen zylindrischen, ziemlich genau in sie hineinpassenden, auf helle Rotglut gebrachten Stahlzylinder zu stecken und gegen diesen unter dem Druck einer hydraulischen Presse einen harten Stahldorn wirken zu lassen“.

Der Dorn sollte dabei den rotwarmen Stahl in der Mitte verdrängen und, während dieser nach oben steigen sollte, bis zur gewünschten Tiefe vordringen und so ohne jede Schweißung das Stahlrohr schaffen.

Aber das war leichter gedacht als ausgeführt.

Es gelang ihm nicht, den Dorn so weit in den Stahl hineinzupressen, wie er wünschte.

Lag das nun in der Natur des Stahls oder daran, daß er keine außergewöhnlich starken hydraulischen Pressen besaß, um den Dorn in den Stahl hineinzutreiben?

Er versuchte wieder und immer wieder, bis ihm die runden Stahlblöcke ausgegangen waren.

Er hatte nur noch quadratische Stahlblöcke und zufällig in der Größe, daß sie in seine zylindrische Pressform hineinpasteten.

Warum sollte er es daher nicht einmal damit versuchen?

Und siehe, der rotwarmer Stahl, der nicht nach oben herausdringen wollte, wich in die Segmentzwischenräume zwischen der Wand der zylindrischen Pressform und den Seiten des quadratischen Stahlblocks.

Die Erfindung, die nicht glücken wollte, gelang durch Zufall und wurde eines der sehr wenigen großen Lose unter den Patenten.



Der Eingang in das Innere des Smaragdberges.

In den Hohen Tauern, unweit des Salzachtales, liegt der „Smaragdpalen“, eine steil abfallende Bergwand, in der seit Jahrhunderten nach Smaragden geschürft wird. Das Bild mit den beiden Stolleneingängen und der „Belegschaft“ läßt gleichzeitig die primitive Art des Abbaues und die brüchige Struktur des Glimmerschiefers, die das Arbeiten sehr erschwert, erkennen.

Smaragdberg.

Von Annie Francé-Harrar.

Soll man nicht sagen, daß dieses Erlebnis ungewöhnlich war? Daß es etwas von dem verwirklichte, was man als Kind einmal in den Märchen von Tausendundeiner Nacht las, aber nicht glaubte, auch damals nicht, da doch die Welt voll von Dingen war, die man blindlings glauben sollte.

Es war . . . nun es war ein Tag wie jeder andere, ein bißchen regnerisch, schwarzer Schnee auf den Straßen, Holzrauch in der Luft, die nahen Berge weiß in weiß und sonderbar plump, umgestaltet, graudunkles Firmament darüber, lastend wie nochmal ein Gebirge, das der Himmel langsam über uns hereinwälzen wollte.

Kleine Stadt im bayerischen Boralpengebiet, behaglich, verschlafen, still, da und dort dünnes Schlitzenklingeln. Und ein Haus, das gar nicht anders aussieht wie alle anderen Häuser ringsum. Eine Treppe, samstagsfrisch frisch geschauert — Dunst von Lauge und Seife und feuchtem Sand darüber —, die schmal in einen Oberstock führt. Ein nacktes Fenster, unordentlich mit weißen Tüchern zugehängt. Der ganze Raum leer bis auf einen großen, fichtenen Tisch, eine elektrische Lampe von schmerzhafter Brillheit, ein grober Küchensstuhl, noch einer. Sonst nichts.

Auf dem einen Stuhl ein Mann. Schwerfällig, breitschultrig, der Leib auseinanderquellend wie ein allzu voll gepackter Korb. Hände liegen auf dem Tisch, grobe Hände, massig gleich vorsintflutlichen Bangen, vierzackige Fingerspitzen

mit schwarzen, zugeschliffenen Nägeln, die Knöchel dick und schwer wie Biereschlägel zum Anzapfen. Und über diese Hände neigt sich ein Gesicht, halb bärtig, halb von glänzender Geiste, kleine Augen, klobige Nase, schütteres, helles Haar auf einer Stirn, die knapp ein paar Finger breit hoch über die Augenbrauen reicht. Fleischige Lippen unter wucherndem Bartgestrüpp, grinsend. Alles das eingerahmt von einem Ausdruck schlauer Volpatschigkeit, so daß man an einen Waldschrat denkt, der lange in weltfernen Höhlen unter Bergschaften gewohnt hat.

Aber der Tisch!

Der Tisch, dieser schlecht gehobelte, tannene Tisch ist voll von grünem Funkeln und gläsernem Gleifen. Auf der einen Seite türmt sich bleifarbenes Gestein in kleinen Brocken, auf der anderen liegen Stückchen von kristallinischer Form, scharf, kurz, Splitter, schief gebrochen, klumpig zusammengewachsene Säulchen. Aber in der Hauptsache doch ein viertel bis einen Zentimeter dicke Stäbe, fünfkantig, die größten von der Länge eines Fingergliedes. Verschieden auch das Grün, die großen Stücke fast schwarz, andre von der Farbe fließenden Wassers, helle wie junges Akazienlaub, ganz blass wie Schein von Gärten in alten Silber spiegeln, die meisten aber eidechsen schimmernd oder von dem Schuppengliedern mancher Korallenfische.

Smaragde!

Ein ganzer Tisch voll Smaragde!

Edelsteine, noch roh, ungeschliffen, kaum ausgebrochen aus dem Muttergestein, jenem bleigrauen, glänzenden Glimmerschiefer. Ein Vermögen, unseren ungewohnten Augen zunächst noch gar nicht schätzbar, die Ausbeute eines Jahres, in der die plumpen Hände ihres Besitzers wühlten, jenes feisten Menschen, der aussah wie ein Bergschrat aus den Innataler Wäldern.

Ich habe dann einige Jahre später in Ceylon Edelsteingruben besucht, berühmte Fundstätten für Saphire und Rubine. Und ich habe selber aus uralten Flussanden rote und bräunliche Knollen aufgelesen, die aussahen wie verwitterte Kiesel, und die sich dann als sehr schöne Jaspisse, Karneole, Achate und Chalzedone entpuppten — aber ich muß gestehen, daß niemals wieder in meinem Leben mir Juwelen einen solchen überwältigenden Eindruck machten als dieser Tisch voll Smaragde in seiner so ganz alltäglichen Umgebung.

Und damals mußte ich nicht einmal, daß dieser Schatz außerdem noch eine Geschichte hatte, eine Geschichte, die weit in die Unbegreiflichkeiten unserer Erdvergangenheit hineinreicht.

Etwas davon soll hier erzählt werden.

Eigentlich ist — der Ural mit seinen schier unerschöpflichen Schätzen ausgenommen — kein Kontinent so arm an Edelsteinen als gerade Europa. Über die vier anderen hat ein freundliches Schicksal erlesene Kristalle in teilweise ganz unbegreiflichen Mengen ausgeschüttet. Aber dieses arme Europa hat doch auch ein bißchen etwas von den Kostbarkeiten der Tiefe erhalten. Aber wo?

Genau dort, wo es die allergrößten Schwierigkeiten macht, zu ihnen zu gelangen. Nämlich nicht nur in den Alpen, die ja doch schließlich manchen zugänglichen Berg und bequeme Paßübergänge haben, sondern ausgerechnet im Herzen der Hohen Tauern, dort, wo jeder einigermaßen ansehnliche Berggipfel seit Jahrzehntausenden unter Eis und Schnee steckt. Nicht gar weit vom Ursprung der Salzach, dort, wo die Welt sich in lauter tiefeingeschnittene, parallel laufende Täler zwischen himmelhohen Wänden verwandelt, dort, wo Naturschutzgebiete von einer schweigenden Großartigkeit liegen, wie man sie erst weit unten am Balkan in den dinarischen Alpen wieder findet, gibt es einen Berg, der seit altersher der „Smaragd-palmen“ heißt. In Wahrheit ist es gar kein richtiger Berg, sondern nur eine Wand, teilweise ganz unzugänglich, die vom Habachtal ins Hollersbachtal hinüberreicht.

Die Bergwässer, die Schutt und Geröll mit herunterbringen, standen dort von jeher in einem geheimnisvollen Ruf. Die Hirten und die Bauern der Einödhöfe bis nach Mitternachts hinunter wußten, daß man dort immer wieder schöne, dunkelgrüne Kristalle auflesen konnte, zwischen Brocken dieses splitternden, grau gleißenden Gesteins, das Glimmerschiefer heißt und überall in den Tauern zutage tritt. Die grünen Kristalle steckten auch zuweilen noch in solch einem Felsstück, und mit ein paar Hammerhieben vermochte man sie leicht herauszuholen. Wer wollte, konnte dort das eine oder andere Stück stets erhalten. Es hieß, die Benediger seien einstens hier gewesen, jene mittelalterlichen italienischen Erzsucher, Goldschmelzer und Edelsteinhändler, und sie hätten Säcke voll von diesen sonderbaren Steinen fortgeschafft. Denn diese grünen Dinger seien Edelsteine, kostbar, noch wertvoller als die Goldaderen selbst, die es auch in den Tauern gibt.

Wo man sie eigentlich suchen sollte (wenn man sich nicht mit dem begnügte, was die Wildwässer ausgewaschen hatten), das freilich wußte man nicht. Wenn die Benediger es ausgefunden hatten, so war diese Kenntnis jedenfalls längst verlorengegangen. Niemand ahnte, daß hoch über einem Gletscher, der erst überquert werden mußte, ein Kopf aus Glimmerschiefer auftragte, in dem in Spalten jene grünen Kristalle saßen, so unberührt, als ob es da unten, sieben oder acht Stunden tiefer, überhaupt nie Menschen gegeben hätte.

Vor Urzeiten, die abgerollt waren wie eine Spule der

Ewigkeit, waren Dämpfe aufgestiegen aus irgendeiner heimlichen Wunde des Berges, der damals vielleicht noch gar kein Berg war, jedenfalls aber ganz anders aussah, als er das heute tut. Die hatten nirgends das Freie erreicht, und so waren sie in Spalten und Klüften haften geblieben, hatten sich niedergeschlagen, waren zu Kristallen geworden, grün wie Laub, blau wie Himmelsleuchten. Denn nicht nur Smaragde wuchsen dort oben, sondern auch wunderschöne, vergiftgrünlichfarbene Berylle, dunkle Turmaline. Auch jenes „Feuer im Stein“ hätte man finden können, Granaten und Amethyste, von denen eine Sage geht, daß dann und wann ein Berg sich zauberhaft aufstue und eine buntflammande Höhle roter Karfunkel zeige. Ja, das alles gab es da oben, und es war längst bereit, als noch kein Gedanke an die ersten Frühmenschen auftauchte, die vom „Stein“ nichts anderes wollten, als daß man Pfeilspitzen und Kräger daraus klopfen und daß man ihn in schweren Klößen einem Beutetier auf den Nacken schleudern könne. Die sowenig ein Bedürfnis nach Edelsteinen hatten wie wir nach Marsmetallen.

Dennoch ist die Habgier des Heute auch über Gletscher vorgebrungen, hat den Glimmerschiefer da oben in eisiger Schneeluft ange schlagen, hat Hütten für die Bergleute gebaut, zu denen jeder Balken auf einem Maultierrücken emporgetragen werden mußte. Von zwei Seiten hat man den „Smaragd-palmen“ angebohrt. Vom Hollersbachtal aus, um zu jenen berühmten seltenen himmelblauen Beryllen zu gelangen, vom Habachtal aus, um der Smaragde habhaft zu werden. Engländer waren es, hagere, verwitterte Burschen, die als Bergingenieure da oben Dienst taten, drei Monate im Jahr, denn länger erlaubte der Berg kein Arbeiten. Lawinen, fürchterliche Schneestürme, die Vereisungen eines hochalpinen Winters duldeten keinen wirklichen Betrieb. Und immer wieder zerdrückte die Gewalt des Berges die engen Stollen, und mit unendlicher Geduld mußten die Verzimmerungen erneuert werden. Jeder Bissen Brot, jede Konservenschachtel, jedes Stück Holz aber wanderte erst zehn Stunden und länger als Maultierlast bergaufwärts.

Aber das sind noch nicht alle Schwierigkeiten, die das einzige Smaragdbergwerk Europas seinen Ausbeutern bereitet. Denn Edelsteine sind wie lebende Wesen, empfindlich gegen Temperatur- und Lichtunterschiede. Wenn man sie aus ihrer steinernen Nacht holt, dann müssen sie erst allmählich mit monatelanger Vorsicht an die Helligkeit des Tages gewöhnt werden, und Körperwärme muß sie davor bewahren, daß sie sofort zerspringen oder ihre kostbare Klarheit mit trüben Wolken erfüllen. Sie müssen gehegt und gepflegt werden wie Kinder und sind launenhaft wie die schönen Frauen, deren Schicksal sie später teilen sollen. —

Der Krieg machte dem merkwürdigsten aller Bergwerke zunächst ein Ende. Eines Tages verschwanden die englischen Ingenieure und mit ihnen ihre Ausbeute, von der sich hartnäckig das Gerücht erhielt, daß sie nach Indien gesandt und als indische Smaragde zurück auf den europäischen Markt gewandert sei. Die Bauern, denen die umliegenden Almen gehörten, nahmen die Rechte über den Edelsteinberg an sich. Leute, die Holzhändler und Viehaukäufer waren, pachteten um billiges Geld, durchwühlten ein paar Sommer über den Schutt, versuchten, da und dort einen neuen Gang zu schlagen. Die letzten Hände, in denen sich der „Smaragd-palmen“ befand, waren die jenes Mannes, der aussah wie ein Waldschrat. Von ihm heißt es, daß er den Reichtum nicht ertragen konnte und, über seine Schätze gebeugt, starb. Vielleicht nicht ganz unähnlich so, wie ich ihn damals vor dem grün funkelnden Tisch gesehen habe.

Aber das ist sicher: da oben in den Hohen Tauern, über dem Blauschein ewigen Eises, gibt es noch immer Edelsteine, von denen nur wenige Eingeweihte wissen; und wer will, der kann sie suchen gehen.



Das Hauptmosaik der Hagia Sophia.
Der vor Christus kniende Kaiser Konstantin IV. Pogonatus.

Lichtbilder: Nachmann.

Freilegung berühmter altchristlicher Kunstwerke in der Sophienkirche in Konstantinopel.

Von Dr. Otto Braßkeben.

Aus Konstantinopel hört man, daß die türkische Regierung die Genehmigung zur Freilegung der Mosaiken in der Hagia Sophia, der einstigen Sophienkirche, erteilt hat. Die immer noch großartigen Überreste frühchristlicher Mosaikbildkunst werden damit seit der Eroberung Konstantinopels durch die Türken wieder zu sehen sein.

Der islamitische Glaube verbietet bekanntlich menschliche Darstellungen. Als die von dem byzantinischen Kaiser Justinian I. erbaute Sophienkirche in eine Moschee umgewandelt wurde, zerstörte man zwar die Darstellung in der Kuppel „Christus als thronender Weltenrichter“, die übrigen Mosaiken aber wurden unter einer Lünche aus Weißlack verborgen.

Jetzt nun will man diese Schicht durch einen italienischen Restaurator entfernen lassen. Vermutlich wird man die Mosaiken für die Kulthandlungen



Mosaikbild des Gregors Armenios.

dann mit Vorhängen bedecken lassen.

Diese um 560 entstandenen Mosaiken sind aber durchaus nicht nur aus alten Beschreibungen bekannt. Es gibt vielmehr auch aus der neueren Zeit höchst bemerkenswerte, durchaus zuverlässige Zeugnisse. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ließ nämlich der Sultan Abdul Medjid die erhalten gebliebenen altchristlichen Mosaiken freilegen, um sie allerdings bald wieder zu verdecken. In seinem Auftrage brachte der Schweizer Architekt Caspard Fossati in London ein Prachtwerk mit farbigen Lithographien „Aya Sofia Constantinople“ 1852 heraus. In Fossatis Darstellungen ist zwar nichts von den alten Mosaiken zu sehen, dafür aber beschreibt er sie in seinem erläuternden Text, da er vorher die Freilegungsarbeiten in Konstantinopel geleitet hatte.

Zwei Jahre nach Erscheinen des Werkes von Fossati ließ der

Blick
in den Vorraum
der
Hagia Sophia.



deutsche Archäologe W. Salzenberg eine große Publikation „Altchristliche Baudenkmale von Constantinopel“ in Berlin erscheinen, die bisher textlich wie bildmäßig die beste Kenntnis der alten Mosaiken bietet. Während der kurzen Freilegungszeit war Salzenberg im Auftrag des preussischen Königs Friedrich Wilhelm IV. nach Constantinopel gereist, um dort die altchristlichen Denkmäler aufzunehmen. In seinem Werk zeigt er die einzelnen noch vorhandenen Mosaiken unter anderem auf vier farbigen Tafeln. Im Text bemüht er sich um eine möglichst genaue Beschreibung. Nach seiner Darstellung gibt es noch Mosaiken in den Gewölben des Narthex, des Schiffes, der Seitenhallen und des Frauenchors. Das seiner Ansicht nach wichtigste Werk, das auch Fossati erwähnt hat, befindet sich über der sogenannten Königstür im Narthex. In einem Rundbogen kniet wahrscheinlich Konstantin IV. vor dem thronenden Christus, während oberhalb in Medaillons die Jungfrau Maria und der Erzengel Gabriel die Szene begleiten. Im Gegensatz zu den aus Italien bekannten Mosaiken tritt sehr oft Silber als Farbe auf, daneben hauptsächlich Rot, Blau und Grün. Nur in den figürlichen Darstellungen findet man eine Bemühung um besondere Nuancierung unter Benutzung ganz kleiner Stifte. In der umrahmenden Ornamentik sind es hauptsächlich Mäanderbänder, daneben aber auch in Kreise eingeschlossene Kreuze, Quadrate, Herzblätter und schließlich sehr schöne Blütenornamente. Von besonderer Wichtigkeit sind die Ausführungen Salzenbergs

über die Technik, die eigentümliche Anlage, das Material und die Wirkung. Er kann betonen, daß weder Kalktünche noch der Gebrauch von Drahtbürsten und kaustischer Lauge während der kurz vorhergegangenen Restauration die Glanzkraft dieser Mosaiken vermindert hat. In technischer Beziehung macht er eine ungewöhnliche Beobachtung. Er stellt fest, daß an einzelnen Stellen eine geradezu moderne, um nicht zu sagen ausgeklügelte Rücksichtnahme auf den Beschauer vorhanden ist. Wenn hochgelegene senkrechte Flächen nämlich nicht aus einiger Entfernung gesehen werden können, dann hat man nicht die Steine parallel zur Wand, sondern in einzelnen horizontalen Reihen dicht aneinander und vornübergeneigt argelegt. Man erreichte damit eine tatsächliche Perspektive und ein stärkeres Leuchten des Goldgrundes.

Die hierdurch erzielte Wirkung schildert Salzenberg mit folgenden Worten: „Das Gesamte macht auf den Beschauer einen wunderbar fesselnden Eindruck. Der Goldglanz der vielfach gebogenen Flächen wechselt vom hellsten Strahl bis zum tiefsten Schattendunkel, stets einen neuen Gegensatz zu den leuchtenden Farben des Ornaments bildend, und diese, bald hell, bald dunkel auf dem wechselnden Grunde sich abhebend, schimmern in den verschiedensten Farbtönen und Abstufungen. Das Auge kann sich an diesem Spiele der Farben nicht satt sehen.“

Es steht zu hoffen, daß auch die heutigen Türken nicht mehr fremd an dieser Schönheit vorübergehen werden.

„Das erste, was dem Fremden, der die Stadt betritt, auffällt, ist das mächtige, hart am Hafen aufragende Säulendenkmal des Kolumbus.



Lichtbild: Pent-Mauritius.

Barcelona.

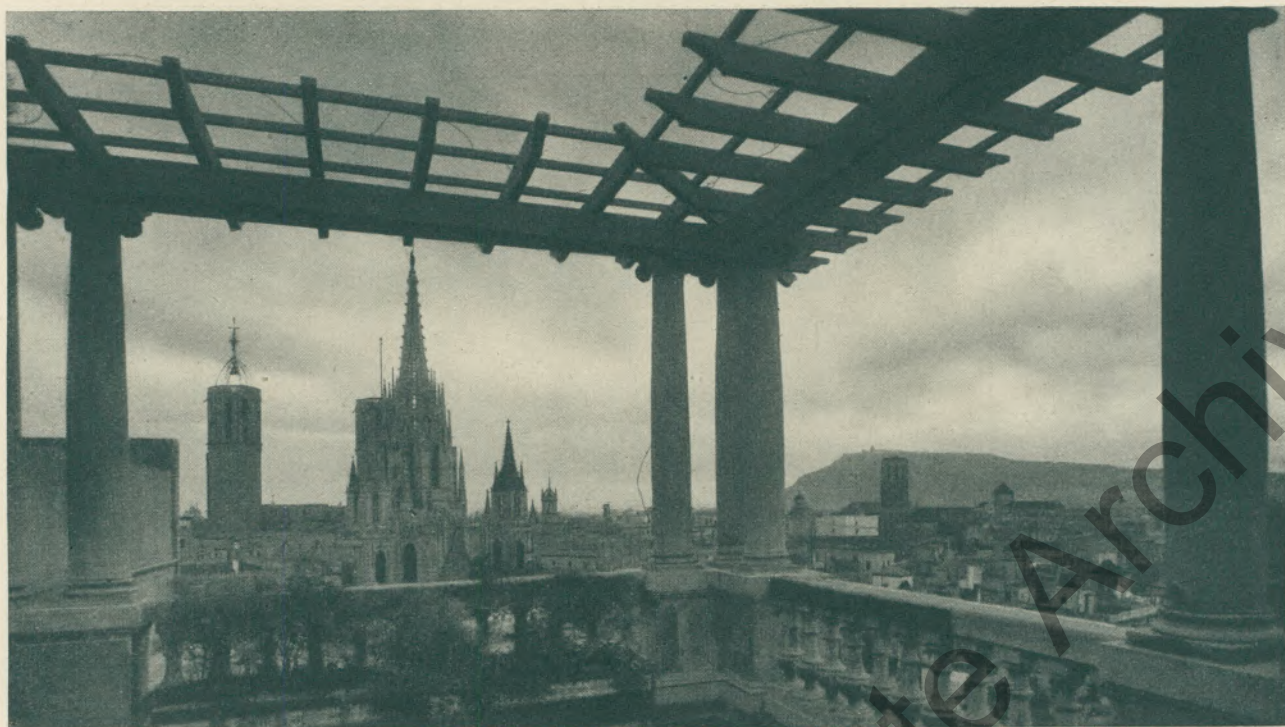
Von Dr. Gerhard Herzmer.

Wer den Zauber der Lage von Barcelona recht erfassen will, muß sich der Stadt vom Meere her nähern; dann zeigt der Bug des Schiffes schon lange vor der Ankunft auf eine große Dunstwolke, die wie ein mächtiger Schleier zwischen den grünen Hügeln und Bergen der katalanischen Küste empormallt. Erst allmählich schälen sich aus dem ungewissen Bilde Türme und Schornsteine; und dann flimmert in welliger Ebene, von der rings bewaldete Höhenzüge in sanftem Schwunge emporsteigen, das Häusermeer von Barcelona, überragt vom steilen, lehmfarbenen Hügel des Montjuich, dessen altes Kastell ganz friedlich über das Meer blickt. Aber man weiß nie, was sich hinter solchen harmlos-erdfarbenen Anlagen verbirgt . . .

Das Klingeln des Maschinentelegraphen läßt die Umdrehungen der Schrauben sich verlangsamen; die schäumende

Bugwelle, die eben noch in stattlicher Höhe den Steven umrauschte, fällt in sich zusammen. Ein Boot löst sich vom Lande, der Lotse klettert auf schwankender Sturmleiter an Bord, das Schiff setzt seine Fahrt fort.

Die Molen des Hafens recken dem Dampfer ihre Arme entgegen, die ersten abgerissenen Laute des Großstadtlärms dringen in die Meeresstille, die das Schiff mitbrachte. Nun erkennt man schon die Menschen am Lande; verwegen kostümierte Hafenarbeiter bringen in winzigen Booten die Stahltrossen vom Schiff an den Kai. Winden rasseln, Seile spannen sich, von der Brücke ertönen Kommandoworte. Langsam nähert sich das Schiff dem Pier. Neues Klingeln des Telegraphen, die Maschine verstummt. Die Pforten der Keeling öffnen sich, die Laufbrücke steigt zum Deck empor, Schiff und Land sind eins geworden: wir sind in Barcelona.



Blick über das Häusermeer auf die Kathedrale,
eine der schönsten gotischen Kirchen Spaniens.

Das erste, was dem Fremden, der die Stadt betrifft, auffällt, ist das mächtige, hart am Hafen aufragende Säulendenkmal des Kolumbus, auf dem der Genuese auf goldener Kugel aus sechzig Meter Höhe auf das Gervirr und Gewimmel zu seinen Füßen herabblickt. Dieses Denkmal des Amerikantdeckers gleichsam an der Schwelle Barcelonas ist Symbol für diese Stadt; denn keine andere in Spanien nähert sich in ihrer ganzen Wesenheit so sehr dem Bilde amerikanischer Städte wie sie. Damit ist gesagt, daß der, der hier spezifisch Spanisches sucht, zunächst Enttäuschungen erlebt; denn Barcelona, dessen Entwicklung in wahrhaft amerikanischem Tempo vor sich ging, trägt mit seinen breiten Boulevards, mit den Riesenplätzen, den Hotelpalästen, mit der regelmäßigen, schachbrettartigen Anlage der neuen Stadtteile, dem wimmelnden Menschen- und Wagenverkehr und der Untergrundbahn durchaus das Gepräge einer internationalen Großstadt, in deren Ausdruck die Besonderheiten, abgesehen höchstens von den maurischen Motiven mancher Architekturen, untergehen. Erst ganz allmählich entdeckt man hinter der mehr oder minder phystognomiellen Fassade das eigentlich Spanische; dann aber wird Barcelona auch ein aufgeschlagenes Buch für den, der darin zu lesen versteht.

Barcelona beherbergt heute mehr als dreiviertel Millionen Menschen — eine sehr respektable Zahl für Spanien, wo nur 44 Menschen auf einem Quadratkilometer leben — und nur rd. 40 000 weniger als in Madrid; aber wer Spaniens bedeutendsten Hafen von früher her kennt, wird doch darüber erschrecken, wie ihn die gegenwärtige Wirtschaftskrise entvölkert hat. Ein paar kleine Frachtdampfer und die schmucken weißen Passagierboote, die den Verkehr mit den Balearen vermitteln: das ist alles, was man in dem früher von Schiffen aller Kategorien und Nationen wimmelnden „Puerto“ sieht.

In der Stadt selbst ist freilich wenig von Wirtschaftsnot und Krisenzeit zu spüren. Auf den Ramblas, der breiten Platanenallee, die, mitten durch die Altstadt hindurch-

gebrochen, den Hafen mit der riesigen Plaza de Cataluna verbindet, ballt sich der Verkehr noch immer zu wimmelnden, lärmenden Strömen; noch immer füllen ganze Berge von Rosen und Nelken der zahllosen Blumenhändler die Luft mit betäubenden Düften. Geschäfte, Cafés, Restaurants und Kinos sind voller Menschen; und fragt man die Anfassigen, ob die schlechten Zeiten in Barcelona schon recht spürbar seien, so erhält man die Antwort, „es fange so langsam an“. Tatsächlich müssen dieser Stadt erstaunliche Mittel zur Verfügung gestanden haben; die großzügigen Straßenbauten und Parkanlagen, die Triumph Tore, Brunnen und Denkmäler und nicht zuletzt die riesenhaften, von der Weltausstellung 1929 herrührenden Prunkbauten am Abhang des Montjuich mit ihren fabelhaften Terrassen, Aussichtsplätzen und Gärten beweisen es.

Deutsche trifft man in Barcelona in recht ansehnlicher Zahl; es leben dort etwa fünfzehn- bis sechzehntausend. Aber für neu Hinzuziehende ist es heute auch schwer oder unmöglich, Arbeit zu finden; und so ist es eine nicht eben erfreuliche Erscheinung, daß man nur allzu häufig von arbeitslosen Landseuten angebettelt wird.

Verläßt man die lärmende, verkehrsreiche Rambla, so erlebt man Bilder von unbeschreiblicher Gegensätzlichkeit, und schon ein paar Schritte von der Hauptstraße entfernt führt der Weg bisweilen durch Straßen, die gar nichts Großstädtisches mehr an sich haben, und in denen der Besucher sich wie mit einem Schlage um Jahrhunderte zurückversetzt glaubt. Da träumt in der Calle de la Ciudad noch der Rest von der sechshundert Jahre alten, herrlichen gotischen Fassade des Stadthauses, von dessen Giebel heute zwei Flaggen wehen: die spanische und die katalanische. Die neue Flagge der Republik Spanien mit den waagerechten rot-gelb-violetten Farben könnte an eine verkehrt herum gesetzte mecklenburgische Flagge erinnern; hoch darüber flattert die katalanische Flagge, die mit ihren zahlreichen rot-gelben Streifen der alten spanischen ähnelt. Daß die katalanische Flagge

„... ein hoher, luftiger,
spitzbogiger Kreuzgang
nimmt den Wanderer
auf...“

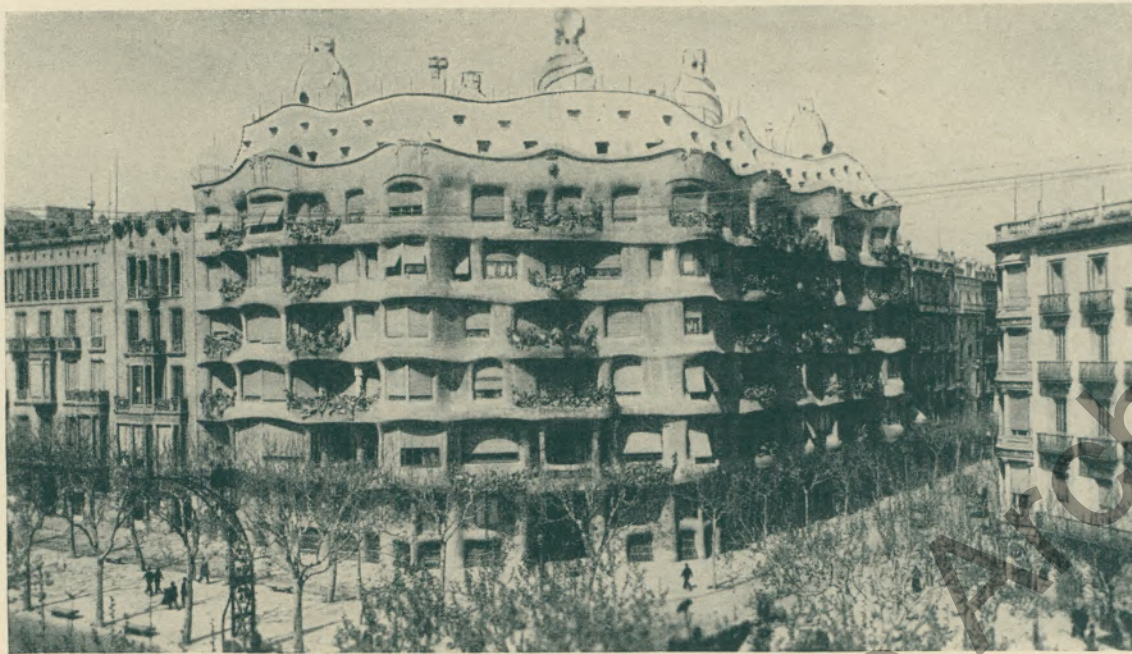


über der spanischen weht, hat vielleicht seine Gründe; von jeher ist ja Barcelona Mittelpunkt des Katalanismus gewesen, der als nationale Bewegung vor allem auch die katalanische Sprache bewußt in Gegensatz zu der kastilianischen stellt.

Hier, in der Umgebung der Plaza de la Constitución, ist gleichsam die Keimzelle des alten Barcelona zu suchen; wenige Schritte entfernt erhebt sich an der Stelle eines uralten römischen Tempels, von mittelalterlichen Gassen umgeben, das bedeutendste Bauwerk der Stadt: die Kathedrale, eine der schönsten gotischen Kirchen Spaniens überhaupt. Wer sie nicht gesehen hat, hat das Beste, Eindrucksvollste, was Barcelona zu bieten vermag, versäumt. Aus dem Lärm und der Geschäftigkeit der Straßen tritt man unversehens durch ein unscheinbares Portal hindurch und findet sich wie mit einem Schlage in eine andere Welt versetzt: ein hoher, luftiger, spitzbogiger Kreuzgang nimmt den Wanderer auf; mehr eine Stätte geruhssamer Erholung als ein Ort strenger

Andacht. In dem Hof, den der Kreuzgang einschließt, grünt es von Palmen, Magnolien und Araukarien; Esu schlingt sich um das Geäst, ein Brunnen plätschert, Gänse schnattern vergnügt in bemosten Wasserbecken. Heiligenbilder blicken aus den offenen, nur durch prächtige alte schmiedeeiserne Gitter abgeschlossenen Kapellen auf die grüne Pracht; auf den Stufen des Kreuzganges aber sitzen Menschen, die lesen, rauchen, sich unterhalten; und elegante junge Mädchen, nach letztem Schick gekleidet, zeichnen und aquarellieren die male- rischen Durchblicke durch die Spitzbögen.

Ein paar Schritte weiter empfängt das Innere des Domes den Wanderer mit geheimnisvoller, dunkler Feierlichkeit. Durch winzige Fenster mit uralten Glasmalereien fällt nur schwacher, warmbunter Lichtschimmer in den gewaltigen Raum und vermag kaum emporzudringen zu den Himmels- höhen, in denen die mächtigen Bündelpfeiler sich in die Rippen des Gewölbes aufspalten. Wie Logen eines gigantischen



Eine „Blüte“ des neukatalanischen Baustils.

„... da gibt es Häuser ohne Ecken mit einer Ornamentik wie von sich krümmenden Regenwürmern...“

Theaters mufen die Balkone des achteckigen Ruppelturmes an, der sich gleich hinter dem Hauptportal emporwölbt; und ebenso gibt auch die wuchtige, rundbogig durchbrochene Empore, welche die Grenze zwischen Haupt- und Seitenschiffen überragt, dem Gotteshause seine ganz eigene Note. Das umfangreiche Mittelschor, wie nur spanische Kirchen es kennen, prunkt mit vierhundert Jahre alten Meisterwerken der Plastik, die Szenen aus dem Leben der heiligen Eulalia wiedergeben; von souveräner Materialbeherrschung zeugen auch die reichen Holzschnitzereien des Gestühls. Es trägt über jedem Sitz Wappen und Namen der Ritter vom Goldenen Blies, denen Karl V. 1519 beim ersten Ordenskapitel das goldene Widderfell verlieh.

Geheimnisvoll schimmern im Glanz des Goldes und der Wachskerzen die zahlreichen Seitencapellen, in denen das Erinnern an die bunten Sagen und Legenden webt, die sich um die Heiligen, Märtyrer und Helden ranken. Da prangt in der Capilla del Santo Christo de Lepanto die Gonfalone vom Flaggsschiff des berühmten Don Juan d'Autria, der 1571 in der Seeschlacht bei den Kurzolanischen Inseln die türkische Vormacht zur See für immer zerbrach. Schief hängt auf dem Gallionbild der Bekreuzigte zur Seite; die Sage erzählt, die Figur sei einer türkischen Kanonenkugel ausgewichen und in dieser Stellung verblieben.

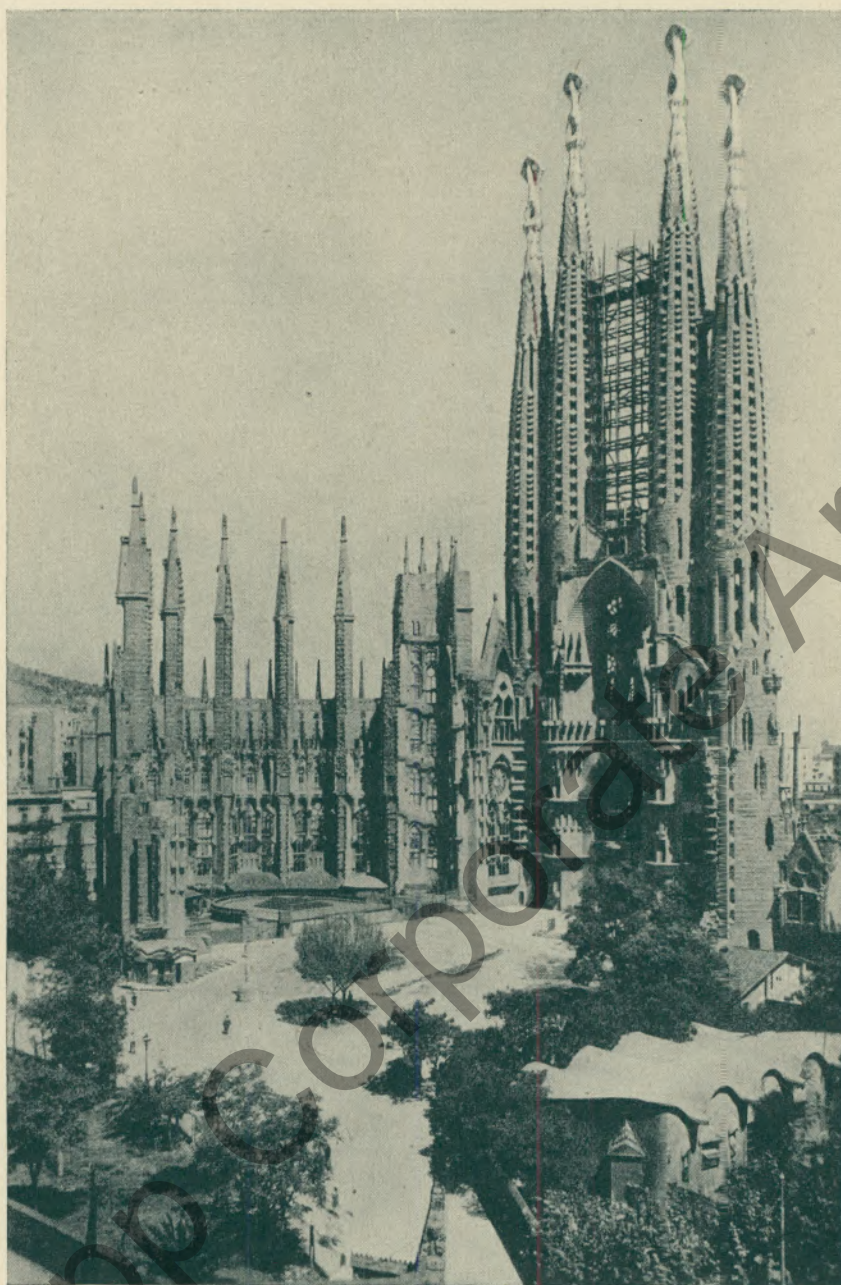
Das milde Dämmerlicht der Buntfenster, der flackernde Schein der Kerzen, die Zwanglosigkeit des Kommens und Gehens erzeugen eine seltsam gelöste Stimmung der Feierlichkeit, die wärmer und weniger strenge ist als in unseren Gotteshäusern daheim, und auf die der Besucher während des Weges durch den heiter belebten Kreuzgang gleichsam schon vorbereitet wird. Vorübergehende kommen rasch zu kurzer Andacht von der Straße herein, tauchen die Hand in das alte steinerne Weihwasserbecken, machen ihre Reverenz vor dem Allerheiligsten und sind schon wieder davon; andere Beter hängen mit den Blicken lange und hingebungsvoll, verzückt und ohne von ihrer Umgebung Notiz zu nehmen, an den flackernden Kerzen des Altars. Eine junge Bürgerin, das Antlitz tief verschleiert, rutscht, in jeder Hand ein

brennendes Wachslight, auf den Knien rings auf dem Fliesenboden um die ganze Kathedrale herum.

Wenn man dann, den Eindruck dieses herrlichen gotischen Gotteshauses aus dem 13. und 14. Jahrhundert noch im Herzen, ein wenig später erblickt, was der „neukatalanische“ Baustil hervorbringt, so kann selbst der Unvoreingenommenste nur den Kopf schütteln. Da gibt es in den Straßen „Häuser ohne Ecken“ mit einer Ornamentik wie von sich krümmenden Regenwürmern und mit Balkonen, die aussehen wie versteinerte Quallen; und auf weitem, freiem Platz wächst wie der schlechte Wiß eines übermütigen Architekten der Torso des Tempels der Heiligen Familie empor, verrücktes Zerrbild der Gotik, mit einer von bunten Glasursteinen durchsetzten Überornamentik von Pflanzen und Tierleibern, von Ekalaktiten und Zapfen, und mit spiraligen Türmen, deren Helme aussehen wie umgestülpte Regenschirmkörbe; das Ganze wie der Spukbau eines Lunaparkes. Schon seit einem halben Jahrhundert wird daran gearbeitet; die Kosten werden durch Almosen und Spenden bestritten. Auch sonst wundert man sich wohl darüber, daß manche Bauten augenscheinlich jüngeren Datums in einer Art fürchterlichen Jugendstils prangen, mit dem wir seit Jahrzehnten fertig sind; und auch dieses und jenes Denkmal und Brunnenmonument ruft in seiner Süßlichkeit und Schwülstigkeit Erinnerungen an die kläglichsche Zeit der Architektur und Plastik wach. Den Katalanismus in allen Ehren; was aber einen eigenen Baustil anbelangt, so wird er noch etwas anderes schaffen müssen, um zu überzeugen.

Es ist schon Abend, als ich über die Ramblas zum Hafen zurückkehre; jetzt hat der Verkehr hier solchen Umfang angenommen, daß die scharlachrot befrachteten Polizisten alle Mühe haben, die Ordnung aufrechtzuerhalten. Vor den offenen Cafés drängen die Menschen sich vorüber, Musik und Stimmengewirr tönen über die Straße, Lautsprecher und fahrbare Klaviere hämmern in den Lärm hinein, Schuhpußer und Zeitungsverkäufer schreien um die Wette, Reklamenmänner schleppen unbekümmert, als ob das alles sie nichts anginge, riesige Werbebilder durch das Gewühl; ein vor-

„... auf weitem, freiem
Platz wächst wie der schlechte
Witz eines übermütigen
Architekten der ‚Tempel der
heiligen Familie‘
empor...“



sintflutlicher Maultierkarren neben Automobilen letzten Stils, blühende Lichtreklamen klettern an den Häusern hinauf und hinab.

Jenseits der Plaza de Catalunya bewegt sich auf der breiten, von vierfacher Platanenreihe überwölbten Allee des Paseo de Gracia die elegante Welt von Barcelona. Luxusautomobile brummen vor palastartigen Klubhäusern, librierte, weiß behandschuhte Diener in Kniestrümpfen und Schnallenschuhen öffnen mit feierlicher Würde die Wagentüren, und vor dem Café Valencia fliegen die Blicke hin- und herüber.

Welten von einer schier unglaublichen Gegensätzlichkeit leben in Barcelona auf dichtem Raum nebeneinander her. Kehrt man auf die Ramblas zurück und schlägt sich von der lärmenden, brausenden und brandenden Verkehrsader in eine der westlichen Seitengassen, so ist es mit dem ganzen amerika-

nischen Großstadtrummel schon wieder zu Ende, und wie von neuem nimmt ein ganz andersartiges Quartier den Wanderer in die Arme. Winzige Weinkneipen mit Mandolinspielern, Häuser voller Frauen, dazwischen Läden, in denen mit rührender Offenherzigkeit alles feilgehalten wird, was man hier brauchen könnte. Mit einem Male ist man mitten in Spanien. Cafés, Varietés, in denen glutäugige Weiber in bunten Schals und mit klappernden Kastagnetten tanzen.

Am Pier vertritt mir ein Bettler den Weg. Ich suche meine spanischen Brocken zusammen und radebreche, daß ich eben mein letztes spanisches Geld ausgegeben habe und erst neues einwechseln müsse; worauf ich im schönsten Berliner Jargon die Antwort bekomme: „Na, Sie werden doch wohl noch 'n paar Centimos für nen armen Landsmann haben...“



Das neue Gesicht der Lüneburger Heide.

Zwischen den Bohrtürmen weidet das Vieh auf dem dünnen Heidegras.

Erdöl, das Herzblut der Heide.

Sie ist nie ein reiches Land gewesen, die Lüneburger Heide. Trocken und karg war der Boden, dem nur das blühende Heidekraut den unvergleichlich schönen Anblick gab. Spärlich standen die wenigen Bäume, einsam und verlassen streckten die Kiefern ihre schwarzgrünen Nadeln in die schweren, grauen Wolken. Heidschnucken und sehnige Kinder gaben dem Land ein seltsames, eigenartiges Gepräge. Und die Menschen, die hier wohnten, waren genau so nüchtern und so verschlossen wie der Boden, dem sie in schwerer Arbeit unter viel Not und Sorgen Tag für Tag das Wenige zum Leben abkämpfen mußten. Armselig war ihr ganzes Leben, das zwischen dem schweren Himmel und der dünnen Heide in monotonem Gleichklang verlief; armselig waren ihre Hütten mit den Dächern, die fast bis auf die Erde hingen, und mager, sehr mager war der Geldsack. Ihr einziges Hab und Gut war der Boden, den schon ihre Väter und Großväter bestellt hatten. Aber wer gab ihnen dafür etwas, wer wollte ständig kämpfen mit dem kraftlosen Boden?

Da plötzlich wurde alles anders. Siebzig Jahre mögen es heute her sein, als ein Professor aus Hannover auf einem Sonntagsspaziergang eine seltsame Entdeckung machte. An einer Stelle, die ganz nahe am Bahngleise der jetzigen Station Wiehe-Steinförde liegt, bemerkte er, daß der Boden ölig war, daß die Heide einige Meter im Umkreis gelb wurde.

Als man hier die erste Sonde in den Boden trieb, sprang das Erdöl wie eine hohe Fontäne aus dem Boden. Anfangs füllten die Bauern das rohe Erdöl in Eimer und Fässer und brachten es auf primitiven Karren nach Celler, wo sie es als Schmieröl zu billigem Preis verkauften. Als dann mit der Zeit die Industrialisierung einen ungeahnten Aufschwung nahm, als das Erdöl die ersten Ansätze machte, die schwarzen Diamanten, die Kohle, aus ihrer Weltmachtstellung zu verdrängen, da setzte ein Rennen ein um den auf einmal überreichen Boden der Heide. In endlosen Strömen quoll das dicke Rohöl aus den Sonden, und da es unmöglich war, den Reichtum sofort abzufüllen, bildeten sich überall große Petroleumseen. Unglaublich hohe Angebote erhielten die auf einmal in den Mittelpunkt allen Interesses gerückten Heidebauern für ihre Grundstücke. Aber die, deren Generationen schon Hunderte von Jahren einem armen Boden treu geblieben

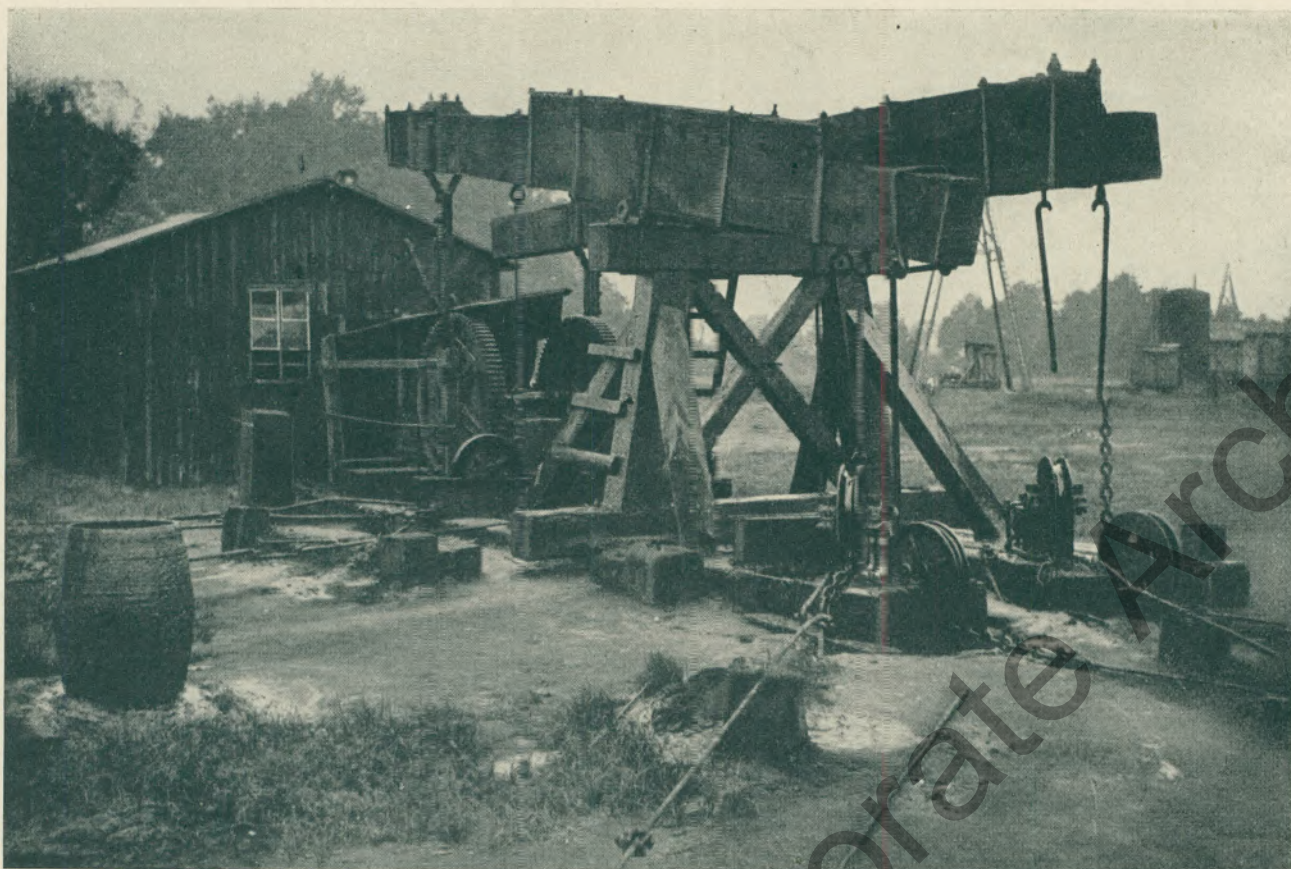
waren, blieben diesmal der reichen Erde treu. Sie behielten ihn als ihr Eigen und übertrugen den Gesellschaften lediglich die Nutznießung.

Heute erhebt sich in der Celler Gegend ein Wald von über fünfhundert Bohrtürmen. Die nüchterne Heide ist zu einer geradezu phantastischen Landschaft geworden. Wo früher die genügsamen Heidschnucken nach dem trockenen Gras suchten, recken sich heute die Bauten der Bohrtürme in den trüben norddeutschen Himmel. Überall liegt der unangenehme Geruch des Petroleum, auf Schritt und Tritt findet man die kleineren und größeren Lachen mit dickem Öl, rastlos hämmern die Pumpen ihr eintöniges Lied, schwer plätschert das flüssige Gold aus den Rohren in die großen Tanks, endlos laufen die Leitungsröhre über das niedergedretene Heidekraut wie Schlagadern eines neuen Lebens. Aber etwas Seltsames ist es doch, was noch über dem öligen Land liegt: Man sieht, wie die Pumpen arbeiten, sieht das Öl fließen und hört die Maschinen klopfen, nur Menschen, die hier arbeiten, sieht man wenig. Hier herrscht die Maschine, die mit leichter Mühe das bewältigen kann, was die Natur ihr in so überreichen Maße bietet. Sind die Anlagen erst einmal geschaffen, dann braucht man wenig Menschenhände. Seltsam ist es, zu sehen, wie sich das dicke Öl an Gerätschaften und Pumpen ansetzt, sie über und über bedeckt, daß sie aussehen wie mit grünlich schillernden Perlen besät. Sogar in den Rinden der wenigen Bäume sieht man zuweilen die kugelnden Tropfen.

Heute deckt die deutsche Erdölförderung rund ein Zehntel des Inlandbedarfs. Allerdings bestehen wegen der starken Konkurrenz des ausländischen Öls doch ganz erhebliche Absatzschwierigkeiten; besonders drücken die amerikanischen und russischen Lieferanten außerordentlich die Preise. Diese Krisenerscheinung hat im deutschen Ölgebiet schon dazu geführt, daß man nur noch die allergebietigsten Sonden ausbeutet, da man hier mit geringeren Unkosten arbeitet, und die ertragsärmeren Ölnester zuschüttet.

Alte Sorgen hat die Heide den Menschen genommen, neue hat sie ihnen aufgegeben, und dafür opfert sie schier unerschöpflich das Kostbarste, was sie hat: ihr flüssiges Gold, ihr Herzblut.

R. C.



Lichtbilder: Keystone.

Ruhelos rattern und stampfen die Pumpmaschinen, die zuweilen noch recht primitiv und einfach konstruiert sind, um möglichst leicht den Platz wechseln zu können.

Deutsches Erdöl.

Von Walter Stölting.

Wir haben Amerika in Deutschland, sogar allermodernstes. Und zwar im Hannoverschen, in der Lüneburger Heide und ihrer weiteren Umgebung.

Obgleich aber Bohrtürme dort schon vor dem Krieg in dieses Jahrhundert aus dem Boden ragen, weiß man in unserem Vaterlande so gut wie gar nichts von diesem deutschen Erdöl, und nur flüchtig sei daran erinnert, daß die Kunde von neuen Erdölsunden in der Lüneburger Heide, die uns vor wenigen Jahren durch die Presse vermittelt wurde, auf Unglauben stieß und skeptische Bemerkungen zur Folge hatte. Erdöl in Deutschland — wie kann das sein?

Aber es kann sein und ist so. Die bedeutendsten Erdölmutterungen gehören der Deutschen Petroleum AG., der Gruppe Elwerath-Winterhall und der Preußag, der Preussischen Bergwerks- und Hütten-AG., einer Aktiengesellschaft mit staatlichen Kapitalien. Buchmäßig erzielen diese Bohrungen recht ansehnliche Ge-

winne, wenngleich auch diese Gewinne in der Bilanz nicht in die Erscheinung treten. Denn für das gewonnene Geld werden neue Quellen erschlossen.

Neue Quellen zu erschließen ist eine recht kostspielige und schwierige Angelegenheit, weil nicht nur sehr große Erfahrung, sondern vor allem sehr teure Maschinen dazu gehören. An und für sich ist so eine Erdölbohrung natürlich eine ganz einfache Geschichte: man bohrt ein Loch von achthundert, tausend oder noch mehr Meter, bis man auf eine Erdölschicht stößt, zapft dann das Erdöl ab und pumpt es durch lange Rohrleitungen in die Raffinerien.

Aber in der Praxis! Zum Bohren braucht man einen Meißel. Der Meißel muß sehr hart sein, weil man durch das „Gebirge“ will (wie der Sachmann die unterirdischen Gesteinsschichten nennt). Außerdem muß man ihn abwärts bewegen können. Schließlich muß man ihn auch drehen. Man braucht zum Meißel also



Zwischen Sand und Heidekraut eingebeitet verläuft die Schlagader der Industrie, die Erdölleitung.



Der
Ölinhalt eines Laufs
wird gemessen.

auch ein Bohrgestänge, an dem der Meißel hängt, und zum Bohrgestänge wiederum einen Bohrtisch, der in Rotation gesetzt wird und nun seinerseits das Bohrgestänge dreht.

Außerdem braucht man zum Drehtisch und zum Bohrgestänge noch einen Bohrturm. Denn das Bohrgestänge, das ja zum Schluß tausend oder sogar zwei- und mehr tausend Meter lang ist, muß verlängert werden können: immer wieder schraubt man ein Stück Bohrgestänge auf das andere, und um es aufschrauben zu können, braucht man eben den Bohrturm. Der faßt mit einem Flaschenzug das eine Ende des Bohrgestängestücks an, hebt es bis zur Höhe des Turmes hinauf und setzt das andere Ende auf das im Bohrloch befindliche Bohrgestänge auf. Mit riesigen Zangen und Maschinenhilfe drehen die Arbeiter die Gewinde dann ineinander. Je höher der Bohrturm ist, um so länger kann das aufgesetzte Stück sein; kann man mit einem kleinen Bohrturm von etwa zwanzig Meter Höhe nur ein Bohrgestänge von acht-



Von dem Rohöl
wird eine Probe zur chemischen
Untersuchung entnommen.

zehn Meter Länge zusetzen, so kann man mit einem modernen Bohrturm von vierzig Meter Höhe gleich zwei „Kolonnen“ von insgesamt sechsunddreißig Meter anstücken. Man spart also einen ganzen Arbeitsgang.

Über dem Bohrloch steht der Bohrtisch. Er gleicht einer gewaltigen Drehscheibe, die in der Mitte ein Loch hat. Durch das Loch geht das Bohrgestänge. Dreht man den Tisch, so dreht sich das von ihm festgehaltene Bohrgestänge mit. Man setzt den Tisch mittels Dieselmotoren in Bewegung: man hat zwei Stück. Ein oder zwei Dieselmotoren — je nach Stärke des Gebirges — drehen den Tisch zweimal in der Sekunde, hundertzwanzigmal in der Minute. Und ebenso schnell rotiert natürlich der Meißel im Bohrloch.

Wenn nun aber der Meißel die Erde aufbohrt, was geschieht dann mit dem losgebohrten Material? Im Loch kann es nicht bleiben; also muß man es herausheben. Man nimmt dazu Wasser, das mit Ton zu einem Brei verdickt ist. Das ganze Bohrgestänge ist innen hohl, und durch dieses Rohr drückt man mit 120-PS-Dieselpumpen den Brei bis in die tiefste Tiefe des Bohrlochs. Im Meißel tritt er aus, steigt um das Bohrgestänge herum im Bohrloch hoch und reißt die losgebrochenen Steine mit hinauf. Oben wird der Brei mitsamt dem Bohrgut getrocknet und in Kartothekfäßen aufbewahrt: das sind lange Kästen von der Breite des Bohrlochs, von zehn zu zehn Zentimeter abgeteilt, und an diesen Steinen kann der Sachmann sofort sehen, wie die Erdschichten gelagert sind und in welcher Tiefe.

Aber das ist noch nicht alles. Denn je tiefer sich der Meißel in die Erde senkt, um so größer wird die Gefahr, daß das

Bohrloch innen abbröckelt. Man muß also einen Schutz dagegen anbringen, und man macht das mit eisernen Rohren. Hat man also ein Stück weit gebohrt, dann hebt man das ganze Bohrgestänge mitsamt dem Meißel aus dem Bohrloch und schiebt nun ein Eisenrohr vom Durchmesser des Bohrlochs in das Loch hinein, setzt ein zweites Rohr auf das erste und schraubt es fest (wie vorher das Bohrgestänge), läßt nun das Rohr weiter sinken, setzt ein drittes, viertes, fünftes Rohr oben an, bis die ganze Rohrkolonne auf der Sohle des gebohrten Loches aufstößt, und bohrt erst dann weiter.

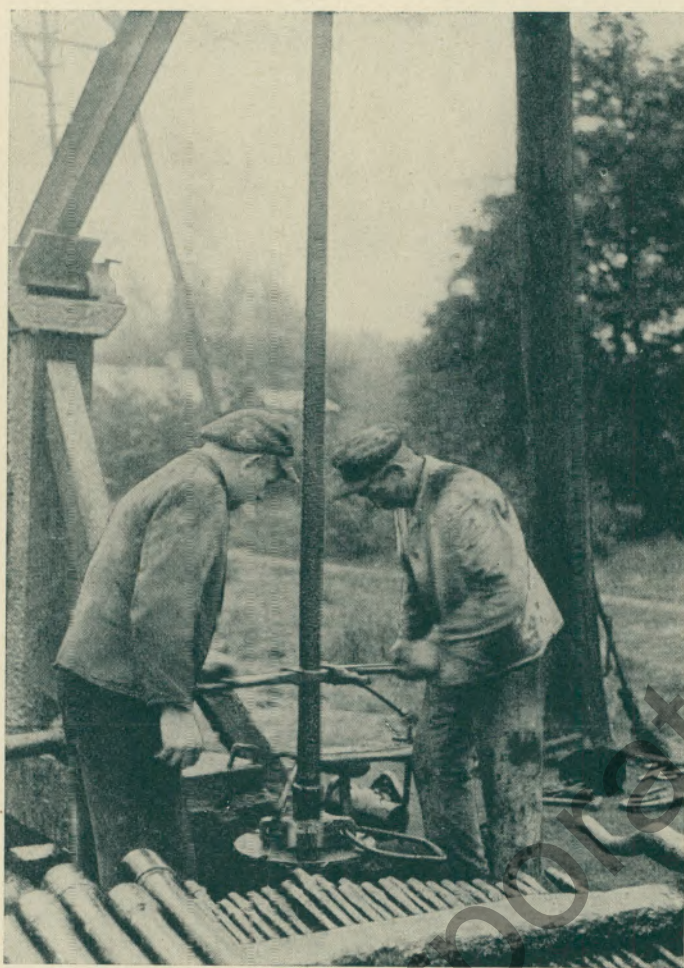
Da wird nun der aufmerksame Zuschauer eine Frage stellen: Wie ist das möglich, daß man erst ein Loch bohrt vom Durchmesser X, dann schiebt man eine Rohrkolonne vom gleichen Durchmesser in das Loch, und dann bohrt man weiter? Das Rohr hat doch innen einen geringeren Durchmesser als außen, und man kommt mit dem Meißel doch gar nicht mehr hinein!

Richtig. Und deshalb bohrt man nun mit einem Meißel geringeren Durchmessers die nächste Etappe abwärts, und wenn sich erneute Einbruchgefahr für das Bohrloch zeigt, nimmt man wieder Meißel und Bohrgestänge aus dem Bohrloch und schiebt jetzt in die alte Rohrkolonne eine neue Rohrkolonne hinein, aber mit geringerem Durchmesser. Zum Schluß, also wenn das ganze Bohrloch fertig ist, sieht die Sache so ähnlich aus wie ein Bein von einem Kamerastativ, wo immer ein dünneres Rohr im anderen sitzt — der einzige Unterschied ist der, daß beim Bohrloch sämtliche Rohre bis an die Erdoberfläche reichen und daß, von oben gesehen, immer ein Rohr im anderen steckt.

Ist nun das Loch mit seinen Schutzrohren so weit abwärts getrieben, daß die Erdöl-schicht



Kein verschwiegener Heidesee,
sondern provisorisch gespeichertes Rohöl.



Leitungsrohre werden zusammengeschaubt.

in Kürze erreicht werden muß, so kommt eine andere schwere Arbeit: man muß das Bohrloch auszementieren. Zwar nur unten in tausend Meter Tiefe, aber das kann einem auch schon die Freude verderben. Über dem Erdöl pflegt nämlich Wasser zu stehen, und wenn dieses Wasser in die Erdoölkone durchbricht, dann drückt es das Erdöl fort, in die Erde hinein, und die ganze Bohrarbeit ist nutzlos, Geld und Mühe zwecklos vertan. Man muß daher die Wasserschicht zuementieren. Und das macht man so: Man nimmt wieder einmal Meißel und Bohrgestänge aus dem Bohrloch, schraubt an das Bohrgestänge unten einen Holzpfropf an, der den Durchmesser des innersten Bohrrohres hat und sich so gut schließend in ihm bewegt wie ein Kolben in einem Zylinder. Dann gießt man flüssigen Zement in das Bohrloch und schiebt Holzpfropf und Bohrgestänge nach. Mit gesamter Maschinenkraft drückt man jetzt den Holzpfropf abwärts und preßt dadurch den Zement außen am Bohrrohr hoch, also zwischen Rohr und Bohrloch, wartet dann ein paar Tage bis zum Erhärten und bohrt erst dann weiter. Bisher mußte man darauf zwei Wochen warten; mit Hilfe der neuen deutschen

Verfahren kann man diese Wartezeit auf zwei Tage abkürzen.

Zum Schluß stößt man dann die letzte Rohrkolonne ins Erdöl durch, nimmt Meißel und Bohrgestänge ganz fort, ebenso auch den Bohrturm, verschließt die Bohrrohre oben fest und führt durch den Verschuß nur ein dünnes Rohr bis ins Erdöl hinunter. Durch dieses innerste Rohr steigt dann das Erdöl an das Tageslicht. Und zwar bei einigen Bohrungen von selbst, einfach durch den gewaltigen Gasdruck, der in der Erdoölschicht herrscht und

das Erdöl einfach aus dem Rohr herauspreßt. Bei anderen Bohrungen muß man pumpen oder schöpfen, bei neueren, wo der natürliche Gasdruck nicht ausreicht, setzt man Kompressoren an, die mit 40 Atm. Druck Luft in die Erdoölschicht abwärts drücken und so den Gasdruck künstlich vermehren. Oben auf dem Bohrloch sitzt dann das sogenannte Eruptionsventil, mit dem man die Förderung genau regeln kann — und dann sprudelt das Erdöl in die Stationstanks, um schließlich durch unterirdische Rohrleitungen in die Raffinerien gepumpt zu werden. Und dort erst gewinnt man die Einzelprodukte: Schweröl, Leichtöl, Benzin, Petroleum, Äther.



Das mit Öl beschlagene Oberteil einer Pumpe. Das Öl ist bis an die Oberfläche des Bohrloches getreten.

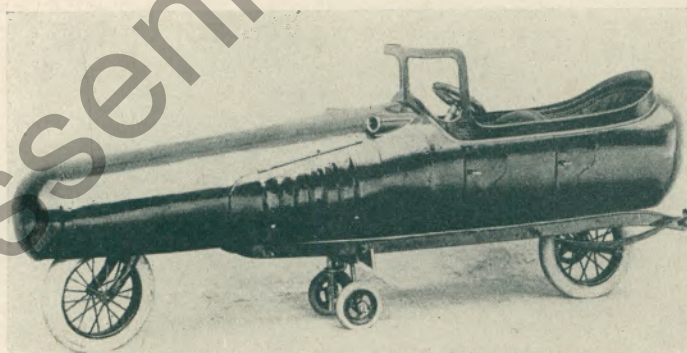
Aus dem Karitätenkabinett des Automobilbaues.

Erst seit einem reichlichen Jahrzehnt hat — immer noch mit genügend Ausnahmen — der Durchschnittskraftwagen eine Form erlangt, die, den Gesetzen der Bequemlichkeit und der Technik gleichermaßen entsprechend, für das Auto etwa dasselbe darstellt wie für den Menschen der gut sitzende Normalanzug. Was hat man nicht alles erleben müssen an Nummernschanz und Verkleidungen, bevor es gelang, dem Kraftwagen einen internationalen Zuschnitt zu geben, der, wenn man von wenigen charakteristischen Eigenheiten der einzelnen Länder absieht, im Grunde heute überall derselbe ist.

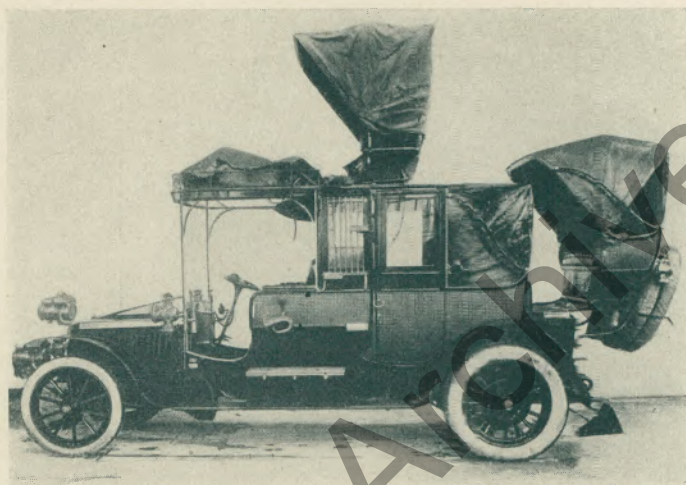
Bei der Herausbildung der äußeren Form des Automobils können wir mit besonderer Deutlichkeit beobachten, was für die Entwicklung technischer Erfindungen ganz allgemein gilt: Das Primäre ist die Erfindung, das heißt die Auffindung des technischen Prinzips, während sich die äußere Gestaltung zunächst an bereits bestehende Formen anlehnt — die ersten Automobile waren in ihrer Erscheinungsform Pferdekutschen, denen die Deichsel fehlte — oder bei dem Versuch, der neuen technischen Idee eine selbständige, eigene Form zu geben, zunächst einmal Grotesken schafft — man denke an Stephensons erste Lokomotive „The Rocket“.

Aus der anfänglichen Kutschenform wurde das Automobil weiterentwickelt, indem man, immer dem Prinzip der Zweckmäßigkeit folgend, die Sitze tiefer legte, Türen an die Stelle des offenen Einstiegs treten ließ und den Motor durch Haube und Spritzwand schützte. Das alles waren Selbstverständlichkeiten, denen jeder Konstrukteur ohne weiteres nachkam. Aber darüber hinaus — welches Durcheinander von vierradrigen Krokodilen mit Ausbuchtungen an den unmöglichsten Stellen, von horizontalen, fahrbaren Birnen, von Kohlenkästen mit blasig aufgeschwemmtem Heck, wieviele Anleihen bei Fischeskeletten, Segelbooten und Regentropfen! Wollte sich ein solches Fahrzeug, von denen wir einige der kuriossten im Bilde zusammengestellt haben, heute auf der Straße zeigen — vor so viel unfreiwilliger Komik müßte auch der Härtebeißigste lachend kapitulieren.

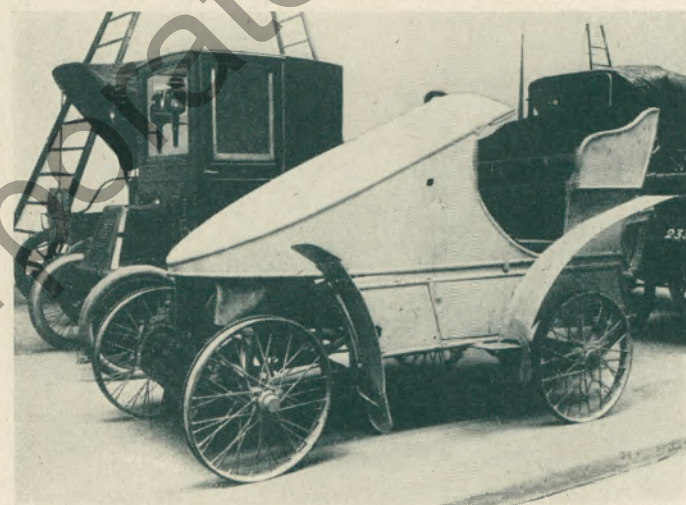
Was aber wird man in zwanzig Jahren zu unseren heutigen Stromlinienwagen sagen?



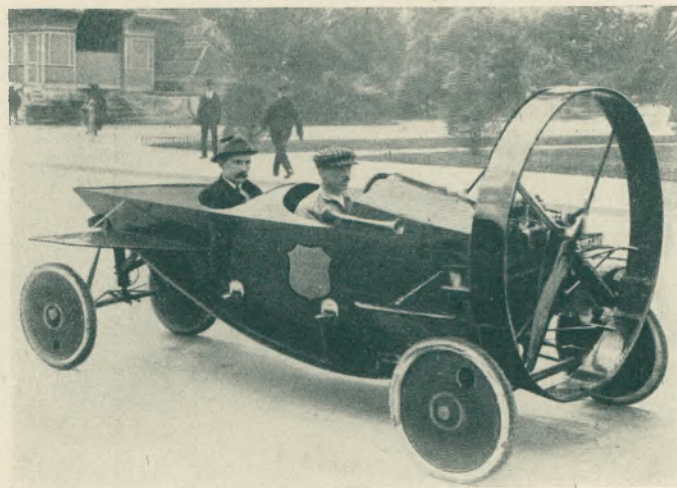
Ein Zweiradwagen aus dem Jahre 1914.
Die mittleren Räder, im Ruhezustand als Stütze dienend, klappen beim Anfahren automatisch nach oben.



Reiseauto eines russischen Prinzen
(Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts.)
Bild von: Eberl.



Der „Pantoffelwagen“.
Ein Teilnehmer an der Wettfahrt „Tour de France“ im Jahre 1897.

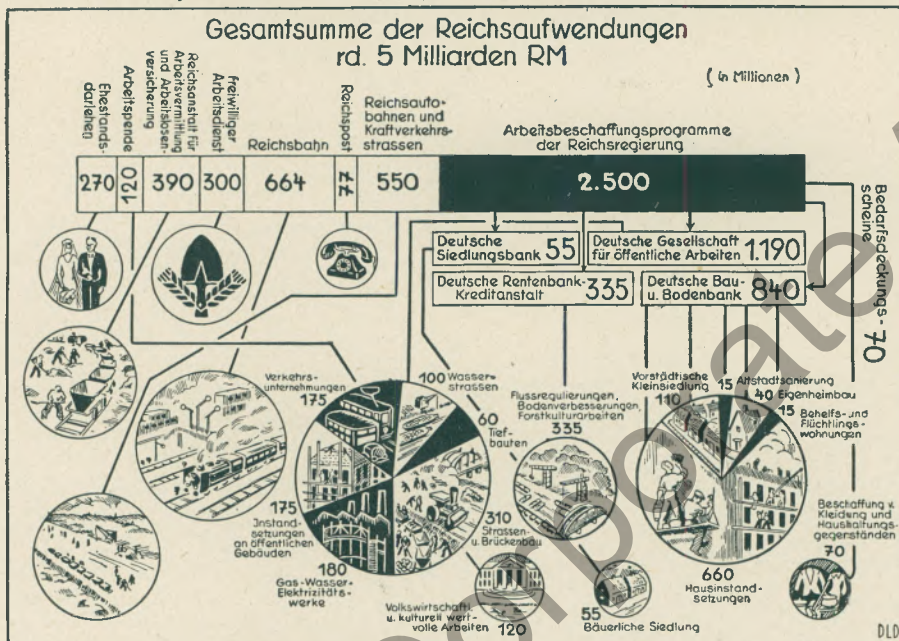


Französischer
Kraftwagen aus Flugzeugbestandteilen
mit Luftschraubenantrieb (1921).

Die Rundschau

Monatliche Auslese besonders beachtenswerter Aufsätze
aus deutschen und ausländischen Zeitschriften.

Die Reichsaufwendungen zur Arbeitsbeschaffung



Die Regierungsmaßnahmen zur Arbeitsbeschaffung.

Die Gesamtsumme der Reichsaufwendungen für die Arbeitsbeschaffung beläuft sich auf rund 5 Milliarden Reichsmark. Der Hauptposten von 2,5 Milliarden Reichsmark entfällt dabei auf die Arbeitsbeschaffungsprogramme im engeren Sinne, daneben stehen die Aufwendungen der Reichsbahn, der Reichspost für die Reichsaufbahnen für die sogenannte Grundförderung der Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung, ferner die Ausgaben für den Freiwilligen Arbeitsdienst, für die Ehestandsdarlehen und aus der Arbeitspende. Das Schaubild zeigt oben die Veranschlagung der einzelnen Beträge und unten im Kreis die Einzelaufwendungen. Dazwischen ist, soweit es sich nicht um direkte Aufträge handelt, gezeigt, über welche Banken die Finanzierung der öffentlichen Aufträge erfolgte. Es ist ganz klar, daß die Millionen Arbeiter und die Tausende von Betrieben, die durch diese Reichsmaßnahmen direkt Arbeit und Brot erhalten, selbst wieder zu Auftragsgebern für Hunderttausende von Volksgenossen werden, durch die Beschaffung von Rohstoffen, Maschinen und die Befriedigung der Lebensbedürfnisse.

Der Arbeitsdienstgedanke in der Welt.

Aus der „Deutschen Bergwerkszeitung“, Düsseldorf.

Der Gedanke des Arbeitsdienstes, ursprünglich beschränkt auf das kleine Bulgarien, hat sich im Laufe des letzten Jahres, seit seiner Einführung und energischen Ausgestaltung in Deutschland, über weite Gebiete des Erdballs verbreitet. Nachdem auch in dieser Frage die Tat an die Stelle der Diskussion getreten ist, haben die Vorzüge des Arbeitsdienstes für die Arbeitsbeschaffung wie für die Erziehung der werktätigen Jugend zur Pflege des Gemeinschaftsgeistes im Arbeitsleben des Volkes Raum zur Entfaltung und die Kraft zur Überwindung aller Zweifel gefunden. Und ein Rückblick auf die Ausbreitung des Arbeitsdienstes jenseits unserer Grenzen zeigt, daß überall dort eine hohe Befriedigung über die Leistungen des Arbeitsdienstes Eingang gefunden hat, wo statt schlepender und begrenzter Versuche der rasche Entschluß und die weitgefächte Durchführung der Idee Gestalt und Sinn verliehen haben.

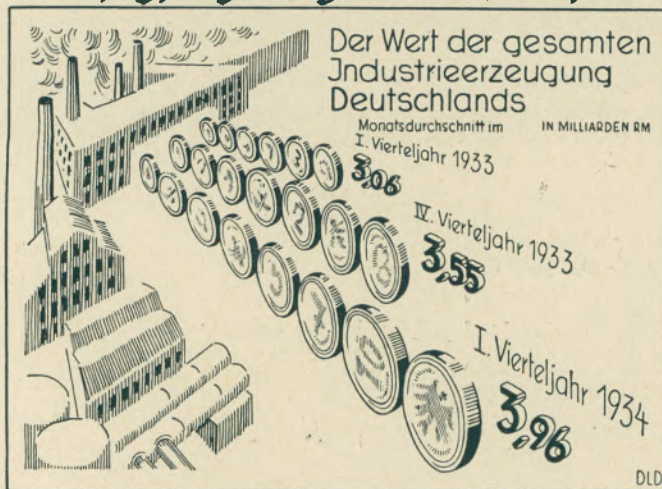
In Norwegen wurde die Möglichkeit, den freiwilligen Arbeitsdienst für jugendliche Arbeitslose einzuführen, bereits Anfang 1933, also verhältnismäßig frühzeitig erörtert. Aber die Verwirklichung des Gedankens erfolgte zögernd und mit geringem Nachdruck. Man fürchtete, weder der Staat noch die Gemeinden würden die Mittel für die Ausführung der Maßnahme beibringen können. Eine private Vereinigung einflussreicher Personen, welche die notwendigen Mittel durch freiwillige Spenden zu erwerben hoffte, übernahm schließlich die Lösung der als dringend erkannten

Aufgabe. Man zählte im vorigen Jahr in Norwegen unter insgesamt 75 000 Arbeitslosen rund 20 000 junge Menschen im Alter von 18 bis 24 Jahren. Die Arbeitslosen in dieser Altersstufe werden zum Arbeitsdienst zugelassen. Zur Durchführung des Planes ist unter dem Vorsitz des Ministers für soziale Wohlfahrt ein Zentralausschuß gebildet worden, der in den einzelnen Gemeinden besondere Ortsausschüsse errichtet.

Auch in Schweden beschloß im Sommer 1933 das Parlament nach dem Vorschlag eines Sonderausschusses, einen freiwilligen Arbeitsdienst einzuführen. Der Plan wurde jedoch ausdrücklich als Versuch bezeichnet. Der Landesausschuß zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit erhielt die Weisung, den Versuch durchzuführen. Unter 180 000 Arbeitslosen, die zu Anfang des Jahres in Schweden gezählt wurden, waren 60 000 Jugendliche von 18 bis 25 Jahren; jeder dritte Arbeitslose stand in diesem Alter.

Auch in Dänemark hatte die Einführung des Arbeitsdienstes nach dem Gesetz vom 5. Mai 1933 den Charakter eines Versuchs. In dem Gesetz, mit dem die durch Arbeitslosigkeit verursachte sittliche Gefährdung der Jugend bekämpft werden soll, wurden drei Millionen Kronen als Zuschuß für Maßnahmen zur Beschäftigung von jugendlichen Arbeitslosen zwischen 18 und 22 Jahren im Arbeitsdienst bereitgestellt. Die Befristung des Gesetzes bis zum 31. März 1934 und die mit ihr zusammen-

Umsatzsteigerung bei der Industrie



Fast die Hälfte der Krisenverluste aufgeholt.

Die industrielle Produktion hatte in Deutschland bereits im Herbst 1932 den konjunkturellen Tiefpunkt erreicht. Eine stärkere Aufwärtsbewegung setzte sich jedoch erst im Frühjahr 1933 durch. Der Umsatzwert des deutschen Gewerbes (Industrie und Handwerk) ist von 2,6 Milliarden Reichsmark im August 1932 auf 3 Milliarden Reichsmark Anfang 1933 und 4,1 Milliarden Reichsmark im März 1934 gestiegen. Das Produktionsvolumen, das im Herbst 1932 nur 58,5 % des Standes von 1928 ausmachte, ist bis auf 83 % im März 1934 gestiegen. Nach den Schätzungen des Instituts für Konjunkturforschung ist die Hälfte der Krisenverluste der Jahre 1929 bis 1932 wieder aufgeholt. Dabei hat sich nicht nur eine Belebung derjenigen Wirtschaftszweige durchgesetzt, die direkt durch die Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen betroffen wurden, sondern es zeigt sich eine deutliche Umsatzsteigerung in allen Wirtschaftszweigen. Dieser gewaltige Erfolg der Arbeitschlacht ist nicht das Ergebnis einer Zauberei, sondern eines einsatzbereiten Willens des durch den Nationalsozialismus geeinten Volkes.

hängende Notwendigkeit, rechtzeitig über Abschluß oder Verlängerung der Maßnahme zu entscheiden, gaben Anlaß zu einer Aussprache im dänischen Parlament über den Erfolg des Gesetzes. Es wurde festgestellt und allseitig, von der Regierung wie von den politischen Gruppen, beklagt, daß die mit dem Gesetz gegebenen Möglichkeiten nicht voll ausgeschöpft worden sind, obwohl sich der Versuch an sich durchaus bewährt hatte. Die ausführenden Stellen hatten bis zum Beginn des Winters nur 157 000 Kronen für den mit dem Gesetz verfolgten Zweck angefordert. Die Bezeichnung der Maßnahme als Versuch, der Mangel an einem unbedingten Bekenntnis zur Idee des Arbeitsdienstes, dessen überzeugende Kraft in Deutschland mit Glück erprobt wurde, wirkten auch in Dänemark trotz einer relativ großzügigen Haltung bei der Bewilligung der Mittel hemmend auf die Entwicklung der Maßnahme. Regierung und Parlament verlängerten das Gesetz bis zum 31. März 1935. Aber sie hielten an dem Gedanken fest, daß sich die Beteiligung des Staates an der Durchführung des Arbeitsdienstes auf die Gewährung finanzieller Zuschüsse zu beschränken habe. Wenn der Staat selbst den freiwilligen Arbeitsdienst organisiere, bestünde, meinte der Minister für soziale Angelegenheiten, bei einem Regierungswechsel die Gefahr, daß eine Pflichtarbeit daraus würde.

Den Eindruck größerer Entschlossenheit macht das Vorgehen Finnlands und Polens zur Errichtung von Arbeitslagern. Sowohl Notstandsarbeiten wie Lehrlingskurse haben sich in dem von Finnland angewandten System zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit als unzureichend erwiesen. Der gesetzte Zweck wurde nicht erreicht. Ein nach vorausgegangenen Erhebungen in Deutschland und Skandinavien im Herbst beschlossenes Arbeitsbeschaffungsprogramm sieht daher auch die Errichtung von Arbeitslagern vor. Den Plan für die Einrichtung der Lager hat das Sozialministerium in Verbindung mit dem Landesrat zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit aufgestellt. Die Führung und Organisation des Arbeitslagerdienstes liegen somit in der Hand des Staates. Der Plan sieht zwei Gruppen von Lagern vor: solche für Jugendliche von 16 bis 20 Jahren und andere für Personen im Alter von 21 bis 25 Jahren. Die erste Gruppe wird an landwirtschaftliche Betriebe angegliedert; die Mitglieder dieser Gruppen müssen mindestens ein Jahr in dem Lager verbringen; in der zweiten Gruppe wird in ähnlicher Art wie bei den Notstandsunternehmungen gearbeitet, aber bei der Aufstellung der Betriebsordnung finden erzieherische Gesichtspunkte gesteigerte Beachtung. Und in Polen sind Arbeitslager für schulenklasse Jugendliche errichtet worden. Die Arbeit dient der Berufsvorbildung; die Erzeugnisse der Lagermitglieder werden zunächst zu ihrem eigenen Besten verwandt und im übrigen an soziale Wohlfahrtsanstalten abgegeben. Der Arbeitstag, der sechs

Stunden währt, teilt sich in Arbeit, Sport und Spiel. 10 000 Knaben und Mädchen haben sich sofort nach der Verkündung des Gedankens um den Eintritt in die Lager beworben.

Aber auch in Großbritannien bestehen seit geraumer Zeit Lager für Arbeitslose. Regierung und anerkannte private Organisationen des Wohlfahrtswesens arbeiten bei der Errichtung von Arbeitslagern zusammen, um einen doppelten, einen arbeitspolitischen und zugleich nationalpolitischen Zweck zu erreichen. In einem Aufruf zur Werbung für die von privaten Kreisen unterhaltenen Camps, in die jugendliche Arbeitslose aller Schichten aufgenommen werden, wird als deren Zweckbestimmung angegeben, daß die jungen Leute wieder mit einer einfachen Lebensweise bekannt gemacht und in ihrer Unternehmungslust und Vaterlandsliebe gestärkt werden sollen. Die vom Arbeitsministerium errichteten Lager dienen dagegen als Ausbildungsstätten für Arbeitslose: Männer, die lange unbeschäftigt waren, sollen durch entsprechende Schulung wieder in die Lage versetzt werden, einen Arbeitsplatz zu erhalten und zu behaupten. Im letzten Sommer wurden in England fünf Lager dieser Art eröffnet, aber nach und nach wird die Zahl der Camps vermehrt.

Und schließlich sind auch in den Vereinigten Staaten von Nordamerika seit April 1933 300 000 Arbeiter ständig im Arbeitsdienst beschäftigt. Der Erfolg der Idee hat den Präsidenten Roosevelt veranlaßt, die Beschäftigungsdauer, für die sechs Monate vorgesehen waren, auf den doppelten Zeitraum zu verlängern.

So die Tatbestände. Es verdient bemerkt zu werden, daß der Gedanke des Arbeitsdienstes vornehmlich bei den Völkern Eingang gefunden hat, die dem deutschen Volk blutsverwandt sind: bei den nordischen und angelsächsischen Völkern.

Maschinenwanderung.

Aus einem Aufsatz von Sedek Süreyya in der türkischen Monatsschrift „Kadro“, Ankara.

Der jetzige Abschnitt der Geschichte ist durch einen Vorgang gekennzeichnet, der das Gleichgewicht unserer Zeit verändert und ihr ein anderes Gesicht gibt. Im Vergleich mit der jahrhundertlang dauernden und räumlich weltumfassenden Völkerwanderung kann man den neu sich ausbreitenden Strom die „Maschinenwanderung“ nennen.

Die Maschinen befinden sich auf Wanderung, und es gibt gegen diesen Strom keine „chinesische Mauer“. An sich ist die Maschine etwas Lebloses und Harmloses. Aber es läßt sich nicht bestreiten, daß die ganze gesellschaftliche, wirtschaftliche, rechtliche und politische Struktur des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts ein unmittelbares Werk der Maschinen ist. Um die Maschine scharten sich die Menschen und bauten ihre Städte; um die Maschinen herum wurden die Märkte gegründet. Die Länder mit Maschinen überflügeln die Länder ohne Maschinen. Und dieser neuen Ordnung gab man den Namen „Maschinenzivilisation“.

Die bis zum Juli 1914 unangreifbare und unbestreitbare Vormacht und Monopolstellung der Maschinen oder besser der Industrieländer schwand dahin, als die ersten Kanonenschüsse des Weltkrieges klangen. Die Vereinigten Staaten von Amerika fingen an, ihr Land in erster Linie zu einem Industrieland zu machen. Auch Indien begann mit einer schnellen Industrialisierung. In China zeigte sich das Bestreben, eine nationale Industrie zu errichten. In Teilen Kanadas und in noch viel größerem Umfang in Brasilien, Peru und Argentinien setzte die Industrialisierung ein. Angesichts des Eindringens der billigen Waren Japans begann Australien seine Industrialisierung mit dem Aufbau der Genussmittel- und Lederindustrie und darauf der Textil- und Metallindustrie. In Indochina billigten sogar die Franzosen die Schaffung einer Maschinenindustrie für die Märkte des Fernen Ostens. In Afrika errichtete Ägypten vor den Augen des englischen Kommissars Zucker-, Tuch- und Fesfabriken. 1927 begann Sowjetrußland mit dem Fünfjahresplan die Industrialisierung oder, um den russischen Ausdruck zu gebrauchen, den „Kampf um die Amerikanisierung“.

Angesichts dieser unaufhaltsamen Industrialisierung der ganzen Welt versuchte der europäische Wirtschaftler, sich über seine Niederlage in einer sonderbaren Weise zu trösten. Er behauptete: „Wenn auch unsere Ausfuhr an Gebrauchsartikeln nunmehr abnimmt, so wird dafür doch die Ausfuhr an Maschinen zur Herstellung dieser Waren zunehmen. Die Ausfuhr an Maschinen wird Europa neue Millionen einbringen. Wenn nur die Herstellung der Maschinen in der Hand Europas bleibt, dann gibt es für uns keinen Niedergang. Können wir schon Manchesterstoffe nicht mehr verkaufen, so wollen wir anfangen, Webemaschinen zu verkaufen.“ Allein dies war nur ein Verlegenheitsstrost und ein Versuch, sich die Zukunft ähnlich zu sichern, wie der Sohn eines alten Paschas es tat, der sich dadurch aus Geldnöten helfen zu können glaubte, daß er die Einrichtung seines Palastes zu verkaufen begann. So las man von einem deutschen Fabrikbesitzer, der mit Rußland Geschäfte in Eisenbahnmaterialeisen und Lokomotiven machte, daß er eines Tages die Maschinen zur Herstellung der Geleise und Lokomotiven, das heißt seine ganze Fabrik, an Rußland verkaufte und dann in aller Ruhe den Zeitungen erklärte, er habe ein gutes Geschäft gemacht. Dieser Mann, der seine Maschinen aus der Hand gab, war ein lebendiges Sinnbild Europas, und hinter seiner sich selbst beweihräuchernden Zufriedenheit und Profitgier zeigten sich das Elend und der Irrtum des heutigen Europas.

Bei der Entstehung der durch die Maschinenwanderung bewirkten neuen Weltordnung nimmt die Türkei einen sehr wichtigen und außergewöhnlichen Platz ein. In der Türkei nämlich ist das Ringen um den Aufbau einer eigenen Industrie nicht nur ein technisches, sondern zugleich und in erster Linie ein soziales Problem. Der Form und dem Ziele nach ringt man hier um die Schaffung einer neuen, den eigenen Verhältnissen entsprechenden Gesellschaftsform. In Rußland ist die Industrialisierung eine soziale Taktik der Klassenrevolution; sie ist ein Weg, um der im riesigen Heer der Bauern verschwindenden Minderheit der Proletariat die Macht zu sichern. In der Türkei hingegen schreitet man zum Aufbau einer Industrie nicht, um die Klasse der Proletariat zu stärken, noch um für unser Volk eine Reihe jener unheilvollen Klassenkämpfe heraufzubeschwören, die der Grund für Europas Niedergang und Elend sind. Hier soll nach dem Willen und Streben des neuen türkischen Staatsbürgergeistes, der nur die Einheit der Nation und das Gemeinwohl kennt, die Industrie eingeordnet werden in den Rahmen der nationalen Wirtschaft.

Das dringendste und wichtigste Problem der Industrialisierung der Türkei ist heute, für die in das Land hereinströmenden Maschinen sichere und hindernislose Wege zu finden. Dieser Einwanderungsstrom muß geradeswegs in die Hände des Staates geleitet werden. Läßt man ihn in die Hände der mit der türkischen Volksgemeinschaft nicht verwachsenen, dem türkischen Nationalstreben fremden kosmopolitischen Elemente fließen, dann können diese Industrieunternehmen nicht rationell sein. Die Industrialisierung würde uns teuer zu stehen kommen, denn zwischen einem kosmopolitischen Vermittler und einem wucherischen Räuber besteht kaum ein Unterschied. Eine Industrie, die auf dem Eigennuß der Vermittler aufgebaut ist, würde auch als natürliche Folge zu Klassengegensätzen und in der Zukunft dann zum Klassenkampf führen.

So wie das türkische Volk in der Vergangenheit über Schwierigkeiten und Mißgeschicke Herr wurde, so muß es sich auch vor zukünftigen Schwierigkeiten und Unglück schützen. Das größte Unglück der Zukunft wäre der schreckliche, blutige und schonungslose Klassenkampf. Die unbedingte Sicherheit aber dafür, daß es nicht zu einem solchen Klassenkampf kommt, ist dadurch gegeben, daß die Industrie durch den Staat und seine Beamten aufgebaut wird. Von dem heutigen Geschlechte, das die nationale Revolution siegreich durchführt und ihr die Richtung gibt, wird erwartet, daß es auch hier die Geschicke des Landes lenkt und eine solche Gefahr des Klassenkampfes bannt.

Kann man auch ohne Geld leben?

Aus einem Artikel von William J. Enright in „Liberty“, Newyork.

Ein schon etwas abgerissener Arbeitsloser arbeitet bei einem Farmer in Salt Lake City (Utah) gegen Ware statt Geld, bestreitet damit seinen Lebensunterhalt und bringt durch sein Beispiel einen Tauschhandel in Schwung, der sich unter dem Schlagwort „Selbsthilfe“ rasch über die Staaten der amerikanischen Union ausbreitet und bald 1 1/4 Millionen Menschen erfaßt, die den Kampf gegen die Arbeitslosigkeit aufnehmen wollen.

Eine Tauschgenossenschaft wird gegründet. Sie gibt eine Zeitung heraus, fördert Kohlen, gerbt Felle, trocknet Früchte usw. Und das alles ohne Verwendung von Bargeld!

Während in Detroit Banken zusammenkrachen, kündigt ein Warenhaus an, daß es landwirtschaftliche Produkte im Tausch gegen andere Erzeugnisse annimmt. Von Newyork bis Los Angeles, von Florida bis Seattle hat sich der Tauschhandel wie ein Waldbrand ausgebreitet.

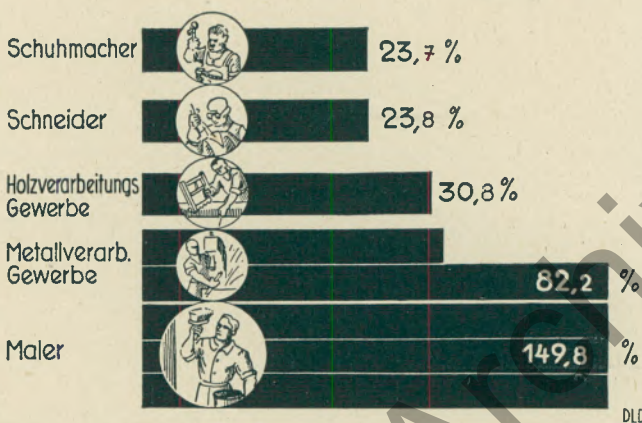
Sehen wir uns einmal an, wie solch eine Tauschbörse funktioniert. Der Schauplatz ist eine Volkshochschule in Newyork, und die Leiter der „Inwood Mutual Exchange“ zahlen gerade den Mitgliedern Gutscheine aus. William Graves, ein Tischler, wird zuerst bezahlt. Er verdient sich 30 Dollar in Gutscheinen, als er mit drei anderen in Pennsylvania die Scheune eines Farmers ausbesserte. Dafür erhielten sie 210 Scheffel Äpfel, die sie zum Teil an Ort und Stelle in einigen Ladengeschäften gegen andere Waren austauschten, der Rest wurde von Mitgliedern der Tauschgenossenschaft zu Gelee verarbeitet.

Und nun tritt Graves' Anteil an den Gutscheinen einen regelrechten Kreislauf an. Graves, der kürzlich auf der Tauschbasis sein Klavier hat stimmen lassen, bezahlt den Klavierstimmer, Fred Dawson; Dawson gibt Bena Ellinson, einer Stenotypistin, die für ihn Schreibarbeit verrichtete, 2 Dollar, und Fräulein Ellinson wird die Gutscheine in einem nahe gelegenen Kurzwarengeschäft, das der Tauschgenossenschaft 8 Dollar für Tischlerarbeit schuldet, ausgeben. Und so zirkulieren die Scheine.

So erstaunlich hat sich das Tauschsystem in Salt Lake City entwickelt, daß es nicht auf den Staat Utah beschränkt blieb, sondern sich auch auf Arizona und Idaho ausdehnte. In Minneapolis arbeiten etwa 4000 Arbeiter unter einer Zentralleitung. Die Organisation hat seit ihrer Gründung im letzten Herbst mehr als 25 000 Dollar in Gutscheinen ausgegeben, und eine eigens dafür errichtete Bank verwaltet die Scheine. Kalifornien hat etwa 100 Tauschgenossenschaften mit einer Gesamtmitgliedergahl von mehr als 200 000. Die kalifornische Arbeitslosenhilfsgenossenschaft hat rund 40 Filialen, die sich über den ganzen Staat Kalifornien erstrecken. Kartoffeln aus dem Norden werden gegen Äpfeln und Zitronen aus dem Süden eingetauscht. Von San Pedro aus

Wirtschaftsbelebung beim Handwerk

Im Januar 1934 setzten mehr um als im Januar 1933 :
(in v. 100)



Die Umsatzsteigerung beim Handwerk.

Beschäftigung und Umsätze haben sich im gesamten Handwerk durch die Maßnahmen der nationalsozialistischen Regierung erheblich gebessert. Die Instandsetzungsarbeiten und die Reichszuschüsse für Umbau und Erhaltungssarbeiten brachten vor allen Dingen beim Bauhandwerk und dem Malergewerbe eine sehr starke Umsatzsteigerung. Das Bild zeigt die Umsätze bei den Einkaufsgenossenschaften im Verhältnis zum Vorjahre. Auch in den kommenden Monaten dürfte die Geschäftsbelebung bei den Bauhandwerkern anhalten, da die ursprünglich auf Ende März festgesetzte Frist für die Fertigstellung der Instandsetzungsarbeiten bis Ende Juni verlängert wurde. Daneben wird die Inangriffnahme neuer Bauten insbesondere auf dem Lande weitere Beschäftigungsmöglichkeiten geben. Die, wenn auch geringere Zunahme der Umsätze bei den Handwerkszweigen, die für den täglichen Bedarf arbeiten, zeigt, daß sich auch die erhöhte Kaufkraft der breiten Massen immer mehr auswirkt. Sich regen, bringt wieder Segen.

werden Gefrierfische im Tausch gegen Gemüse nach dem Innern des Landes verladen.

Die Mitglieder der Dantoner Produktions-Genossenschaft betrachten den Tausch als einen Weg zu einer neuen Lebensart, eine Rückkehr zur Einfachheit, verbunden mit einem Höchstmaß an Mußezeit, die kulturellen Zwecken gewidmet werden kann. In der Stadt Newyork hat die Tauschbewegung die Unterstützung bekannter Volkswirtschaftler gefunden. Vier Tauschbörsen sind dort eröffnet worden, und weitere sind geplant. Die Genossenschaft betrachtet diese Filialen als Basis für ein System, das sich über alle Staaten der Union ausbreiten soll.

Deutsche Erdölherzeugung.

Aus einem Artikel von Dr. Karl Hoffmann in „Der Ring“, Berlin.

In der Gegenwart hat die Herzeugung von Mineralöl für die Selbstständigkeit einer nationalen Wirtschaft sowohl in friedenswirtschaftlicher wie auch in rüstungspolitischer Hinsicht dieselbe grundlegende und entscheidungsvolle Bedeutung, welche die landwirtschaftliche Erzeugung und die Erzeugung von Kohle und Eisen haben. Das muß man im Auge behalten.

Die Gewerkschaft „Krug von Nidda“, die zum Konzern der „Internationalen Tiefbohrergesellschaft“ (Itag) gehört, ist vor einigen Wochen im Nordfeld des Örtchens von Nienhagen (Hannover) in einer Tiefe von 1050 Meter mit einem Springer fründig geworden. Dieser Springer lieferte seitdem eine Tagesförderung von 200 Tonnen Rohöl. Da die Itag schon im Oktober 1933 im selben Felde bei einer Tiefe von 1300 Meter eine fründige Bohrung niedergebracht hatte, aus der bis zum März 1934 7000 Tonnen Rohöl gewonnen wurden, und da eine andere ihrer Bohrungen kürzlich bei 1250 Meter den Ölhorizont erreicht hat, so handelt es sich bei diesen drei zusammenhängenden Vorfällen um einen Erfolg, der Beachtung verdient. Wahrscheinlich ist dieser Erfolg der Itag als die Einleitung zu einem dritten Vorstoß der deutschen Erdölherzeugung in der Zeit nach dem Kriege zu bewerten.

Bis in die ersten Jahre nach dem Kriege hatte man sich bei uns damit abgefunden, daß Bohrversuche in Hannover, deren Tiefe 500 Meter überschreiten würde, aussichtslos wären. Es war daher ein überraschender Vorstoß, als im März 1923 ein Produktionsbetrieb der Deutschen Erdöl-AG. ebenfalls im Revier von Nienhagen bei einer Tiefe von annähernd 700 Meter auf einen starken Springer traf, der die Gewähr von Vorräten bis zu 800 Meter erbrachte und damals, in der Zeit unserer Inflationsnöte, gewaltiges Aufsehen erregte. Die Erzeugungskraft von Hannover, dem einzigen Produktionsgebiet, das wir nach dem Verlust von

Pechelbrom im Elsaß überhaupt noch besaßen, bewegte sich in jenen Jahren um 42 000 (1922) und fast 51 000 (1923) Tonnen, indem ihr Anteil an der Weltproduktion ungefähr 0,05 % betrug. Teilweise auf Grund der tiefergehenden Bohrtätigkeit, die nach 1923 hatte einsetzen können, erreichten wir 1929 eine Jahresleistung von 103 000 Tonnen.

Der zweite und bisher größte Vorstoß kam im Jahre 1930. Er ist durch drei Merkmale gekennzeichnet worden. Zunächst wurde die Gewerkschaft „Elverath“ im Frühjahr 1930 plötzlich bei einer Teufe von reichlich 1000 Meter fündig, und zwar in recht erheblichem Maße. Damit hatte man in Hannover die erste wirkliche „Tiefbohrung“ erzielt, und die bisherige Auffassung von den geologischen Entstehungs- und Lagerungsbedingungen der deutschen Ölorkommen schien erschüttert. Sodann ereignete sich im Juni 1930 der berühmte Erfolg des Burbachkonzerns bei Volkentoda in Thüringen, wo man in einem Kalischachte von dessen etwa 1000 Meter tief gelegenen Sohle bei einer weiteren Tiefe von 50 bis 60 Meter auf Ölquellen stieß. Damit trat Thüringen neben Hannover als zweites deutsches Ölgebiet auf. Ferner stellte es sich zur gleichen Zeit, im Frühjahr und Sommer 1930, nachträglich heraus, daß in den vorangegangenen Jahren Bohringenieur aus Nordamerika auf amerikanische Kosten und in amerikanischem Auftrage (jedoch nicht etwa im Auftrage der Standard Oil) in Norddeutschland Forschungsarbeiten getätigt hatten mit dem vermeintlichen Ergebnis, daß in Hannover und den benachbarten Provinzen und Ländern die auf Erdöllager verweisende geologische Struktur dieselbe sei wie im Midcontinent der Vereinigten Staaten. Der Midcontinent, der Oklahoma, Kansas, Arkansas, Nord- und Mitteltesas und Nordlouisiana umfaßt, ist produktionsmäßig bei weitem das größte und stärkste Ölgebiet in Nordamerika. Mit den dort erreichten fündigen Tiefbohrungen wurden bereits 3000 Meter übertroffen. Sollte es auf Wahrheit beruhen, daß sich der Midcontinent und Norddeutschland geologisch vergleichen ließen, was durch die Erfolge von Elverath und Burbach scheinbar bestätigt wurde, so schienen sich ungeheure Aussichten für uns zu eröffnen.

Nicht nur die Sensation, sondern auch ein fachmännischer Optimismus, der freilich nicht sämtliche Fachkreise ergriff, hatte sich damals dieser Dinge bemächtigt. Es gab Optimisten, die auf Grund der vorgeblichen Forschungserfolge der amerikanischen Ingenieure eine Vorstellung entwarfen, wonach Hannover und Braunschweig, Thüringen, Teile von Westfalen, Oldenburg, Holstein, Mecklenburg, Teile der Mark Brandenburg und der Provinz Sachsen mit Anhalt als zusammenhängendes Gebiet „ölböfzig“ seien. Man war davon überzeugt, daß es ein Leichtes sein müsse, die jährliche Rohölproduktion in Hannover sofort auf 300 000 Tonnen zu bringen; und man schwelgte in der bestimmten Hoffnung, daß nach wenigen Jahren mit der Rohölproduktion von Hannover und Thüringen zusammen 600 000 Tonnen erreicht werden könnten. Jedenfalls wurde die Förderkapazität dieser beiden Länder damals so eingeschätzt. Schwärmer glaubten daran, daß die Erzeugung des Deutschen Reiches in absehbarer Zeit 2 Millionen Tonnen Rohöl zu betragen vermöge.

Diesem regen Unternehmungsgeist, mit dem sich das deutsche Erdöl-gewerbe zu beleben und zu erweitern schien, entsprach aber die Entwicklung der Rohölproduktion keineswegs. Die Wirtschaftskrise und die tatsächlichen Umstände wirkten überaus ungünstig, so daß eine angeblich leicht mögliche Jahresleistung von 300 000 Tonnen bis heute nicht erzielt worden ist. Seit 1930 zeigte die deutsche Rohölherzeugung folgendes Bild:

1930	rund	174 000 Tonnen
1931	„	229 000 „
1932	„	231 000 „
1933	knapp	240 000 „

Der optimistische Schwung der Zeit um 1930/31 schlug in pessimistische Betrachtungen um. Noch zu Beginn 1934 gab es in technischen Fachkreisen die Meinung, daß nicht nur von einer deutschen Förderkapazität von jährlich 600 000 Tonnen keine Rede sein könne, sondern daß wir beim besten Willen nicht einmal imstande wären, unsere Jahresproduktion auf 300 000 Tonnen zu steigern. Nun dürften die jüngsten Bohrerfolge der Itag — in Verbindung mit dem praktisch betätigten Interesse der Reichsregierung — geeignet sein, die vergränten Hoffnungen aufzufrischen und, vielleicht andere Erfolge nach sich zu ziehen.

Sollten größere Erwartungen erfüllt werden, so hüte man sich indessen davor, wiederum in Schwärmerei zu verfallen und die phantastischen Weissagungen von 1930 zu wiederholen. Selbst wenn sogar positive Anzeichen dafür auftreten sollten, daß Deutschland im Sinne der amerikanischen Ingenieure wirklich ein neues „Ölland“ werden könne, muß man sich davor hüten. Denn Vorausagen im Erdöl sind bei dessen unberechenbarem Charakter niemals zuverlässig und sicher.

Zur Erläuterung der bisher angeführten Produktionsziffern sei die deutsche Rohölherzeugung mit dem deutschen Verbrauch und der Welt-herzeugung verglichen. Die Rohölherzeugung der Welt betrug 1933 nach der Statistik des Geologischen Amtes der Vereinigten Staaten fast 195,8 Millionen Tonnen, während der deutsche Anteil daran mit 0,12 % berechnet wird. Der deutsche Verbrauch an Mineralölherzeugnissen aller Art belief sich 1933 nach „Wirtschaft und Statistik“ auf annähernd 4 Millionen Tonnen. Im Sinne des Aufbauprogramms der Regierung mit der Tendenz zur Erhöhung des Verbrauchs, vorzüglich an Treibstoffen, bei gesteigerter Selbstversorgung erreichte unsere Eigenproduktion an verbrauchsfähigen Mineralölherzeugnissen aus heimischen Stoffen 1933 bereits rund 1,5 Millionen Tonnen, während die Deckung der übrigen

rund 2,5 Millionen Tonnen auf Einfuhr beruht. Vergleicht man unsere Erzeugung an Rohöl mit unserer Eigenerzeugung an Mineralölprodukten aus heimischen Stoffen, so ergibt sich daraus, daß diese Eigenproduktion nur zu einem geringen Grade durch natürliches Rohöl und im übrigen wesentlich durch Braun- und Steinkohlenteeröle, Benzol, Leuna-Benzin usw. geleistet wird.

Aber das echte Erdöl ist und bleibt die naturgegebene Basis der Öl-industrie. Von Wichtigkeit ist es daher, daß die Reichsregierung neuerdings das Programm verwirklicht, einen Betrag von zunächst 5 Millionen RM. für Darlehenszuschüsse an Privatunternehmungen zur Verfügung zu stellen, um die deutsche Bohrtätigkeit anzuregen und finanziell zu erleichtern. („Tägliche Berichte über die Petroleumindustrie“ Nr. 63, 68, 72, 76, 77, 79 und 81.) In verhältnismäßig kurzer Zeit sollen rund 50 neue Aufschluß-bohrungen niedergebracht werden, damit eine „planmäßige Durchforschung der deutschen erdölhoffigen Gebiete“ eingeleitet werden kann.

Als Bearbeitungsgebiete kommen nur solche Landschaften in Betracht, in denen schon Ölorkommen festgestellt sind: Hannover, Thüringen und Baden. Geologisch werden Landstriche der Oberrheinischen Tiefebene auf badischer Seite als Verlängerung der linksrheinischen Oekone bei Pechelbrom im Nieder-Elsaß aufgefaßt. Nachdem man dort bereits früher Bohrergebnisse hatte, wurden in letzter Zeit in der Gegend von Bruchsal durch Neubohrungen bei einer Teufe von 800 bis 1000 Meter Vorkommen von Erdöl angetroffen, die zwar nicht ausbeutungswürdig erscheinen.

Es handelt sich hierbei um die Zusammenarbeit einer von Reichs wegen gelenkten Urproduktion mit der wagemütigen Entschlußkraft des unternehmenden Menschen. Denn da es auf Pionierarbeit ankommt, so muß man auch mit Fehlbohrungen rechnen. Bei normalen geologischen Verhältnissen belaufen sich bei uns die Kosten für eine gewöhnliche Tiefbohrung auf 150 000 bis 200 000 RM. Treten geologisch bedingte Schwierigkeiten und Hemmungen auf, so mögen diese Kosten je nachdem auf 400 000 RM. anschwellen können. Das Risiko ist also nicht klein.

Nach Maßgabe jener Urteile der amerikanischen Ingenieure, die nicht durchweg Abenteuer waren, ist immerhin die Möglichkeit nicht ganz von der Hand zu weisen, daß man erst dann ein abgeschlossenes Bild von den etwaigen Ölorkommen Deutschlands zu erhalten vermag, wenn man es unternimmt, bis auf 3000 Meter Tiefe zu gehen. Die Kosten einer solchen Bohrung werden auf ungefähr 1 Million RM. veranschlagt. An dieses Wagnis traut sich zur Zeit noch niemand heran.

Vom Diktieren.

Von Richard Golbs.

Aus dem „Bosch-Zünder“.

(Ein wirklich rasches und sicheres Ansagen ist nur durch eine sinngemäße und geregelte Vorbereitung möglich. Die Bedingungen sind:

1. daß der Angehende den Briefstil so beherrscht, daß er nicht über einfache Sätze lange nachdenken muß. So selbstverständlich ist das vielen nicht. Vor allen Dingen müssen gute und allgemeine Worte und Sätze, die mit dem nun im Aussterben begriffenen Kaufmannsdeutsch nichts gemein haben, in Fleisch und Blut übergegangen sein. Eine Prüfung dafür, ob man sicher diktieren kann, ist, daß man zuweilen Briefe „in die Maschine diktiert“. Dann muß jeder ausgesprochene Satz, weil er sofort endgültig zu Papier gebracht wird, sitzen. Ein Herumdoktern an den Worten gibt es nicht.

2. Briefe in der kürzesten Zeit anzusagen, ist nur dann möglich, wenn alle Einzelheiten vorher geklärt sind. Man verlasse sich nicht auf den guten Einfall, der kommen soll. Ehe ich ans Diktieren gehe, muß mir klar sein, was ich angeben will. Ja man muß von den Gedanken, die der Brief enthalten soll, so erfüllt sein, daß ein Ausprechen keine Mühe macht. Es ist keine Seltenheit, daß ein Diktat auf Minuten unterbrochen wird, weil der Betreffende mit einem Male merkt, daß noch diese oder jene Angabe fehlt. Er muß an den Fernsprecher gehen, um von einer anderen Abteilung die fehlende Auskunft zu erhalten, muß aus einer Mappe noch etwas heraus-suchen, muß noch einen Preis errechnen usw. Während dieser Zeit ist die Schreibkraft natürlich unbeschäftigt, die Arbeit stockt, und es macht stets Mühe, ein unterbrochenes Diktat wieder aufzunehmen. Also lautet die zweite Regel: Der neue Brief muß so vorbereitet sein, daß man ihn un-terbrochen ansagen kann.

3. Um einen schnellen Überblick zu haben, über welche Punkte in einem Briefe geschrieben werden muß, lege man den Inhalt in Stichworten fest. Nur in Stichworten, denn es ist der Zeiterparnis halber zweckmäßig, sich daran zu gewöhnen, frei, also ohne eigenen Entwurf, zu diktieren. Nur besonders schwierige Briefe sollte man vorher auf dem Papier selbst ent-werfen.

4. Man richte es so ein, daß sich stets eine größere Anzahl Briefe auf einmal angeben lassen! Nicht zu jedem Brief die Schreibkraft zu sich kommen lassen. Es ist schade um die Zeit.

5. Man bemühe sich, deutlich zu sprechen, und erziehe die Schreibkraft dazu, sofort rückzufragen, wenn ihr beim Diktat etwas nicht verständlich ist! Später macht das immer mehr Mühe.

6. Man gebe der Schreibkraft stets ein Schriftstück mit, dem sie die genaue Anschrift des neuen Briefes entnehmen kann.

7. Man diktiere möglichst zu einer Zeit, in der man selbst und die Schreibkraft am wenigsten abgespannt ist, also etwa am frühen Morgen oder nach einer längeren Erholungspause.

Joachimsthal
im
16. Jahrhundert.

Aus „Zeitschrift des Zentralverbandes der Bergbau-Betriebsleiter“, 1912, Seite 551.



Magister Johann Mathesius und seine Bergpostilla.

Zur Wiederkehr seines Geburtstages am 24. Juni.

Der Name der zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts gegründeten Bergstadt Joachimsthal in Böhmen ist mit zwei namhaften Schriftstellern des Berg- und Hüttenwesens aufs engste verbunden. Hier wirkte Georg Agricola in den Jahren um 1530 als Stadtkar, und hier mag er die ersten Anregungen zur Abfassung seines großen Werkes „De re metallica“ erhalten haben. Von 1532 bis zu seinem Tode im Jahre 1565 lebte hier, zunächst als Lehrer an einer Lateinschule und später als Pfarrer, Johannes Mathesius, der uns ein Werk, die „Sarepta oder Bergpostilla“, hinterlassen hat, in dem er sich in Form von Predigten über die verschiedensten Gebiete der Mineralogie, des Bergbaues und mit den einzelnen Metallen auseinandersetzt. Wenn das Werk von Mathesius auch weniger bekannt ist als das seines Zeitgenossen Agricola, so verdient es trotzdem die größte Aufmerksamkeit, weil es wohl den ersten Versuch darstellt, in gemeinfasslicher Weise weiten Kreisen die Kenntnisse über den Bergbau und seine Ergebnisse im weitesten Sinne zu vermitteln.

Johannes Mathesius wurde am 24. Juni 1504 zu Rochlitz in Sachsen geboren. Zunächst von seinem Vater für den Bergbau bestimmt, entschloß er sich, nachdem er mit 17 Jahren verwaisst war, als fahrender Schüler sein Fortkommen zu suchen, und so sehen wir ihn in den folgenden Jahren in Nürnberg, Ingolstadt, Odelshausen und endlich in Wittenberg, um an der dortigen Universität Theologie zu studieren. Schon einige Jahre vorher war er mit den Schriften Luthers bekannt geworden, für dessen Lehre er sich immer mehr und mehr erwärmte. Wenige Jahre später wirkte er als Schulgehilfe in Altenburg, und im Alter von 28 Jahren siedelte er nach Joachimsthal über, um eine Stellung als Lehrer an der dortigen Lateinschule anzutreten. Nach einigen Jahren kam er durch einen Glücksfall zu einem kleinen Vermögen, wodurch er in die Lage versetzt wurde, erneut nach Wittenberg zu ziehen, um die dort unterbrochenen Studien fortzusetzen. Schon vorher hatte man in Joachimsthal den Gedanken erwogen, Mathesius das Predigeramt anzutragen, und als im Jahre 1541 Joachimsthaler Bürger in Wittenberg erschienen, um ihren ehemaligen Schulmeister nach Joachimsthal zu berufen, nahm er diese Stellung an, die er bis zu seinem Tode am 8. Oktober 1565 innegehabt hat.

In den damaligen unruhigen Reformationszeiten hatte Mathesius als Anhänger Luthers nicht immer einen leichten Stand, aber er verstand es, durch die Kraft seiner Persönlichkeit und durch die Festigkeit seines Charakters seine Stellung zu behaupten und sein Amt zu Nutz und Frommen der Gemeinde zu führen, so daß man nach Jahrhunderten von ihm mit großer Dankbarkeit sprach.

1562 erschien die „Sarepta oder Bergpostilla“ mit einer kurzen Joachimsthaler Chronik. Noch zu Lebzeiten ihres Verfassers, im Jahre 1564, erlebte sie die zweite Auflage; im ganzen hat sie es auf neun Auflagen gebracht. Das Werk enthält 16 Predigten, von denen Mathesius all-

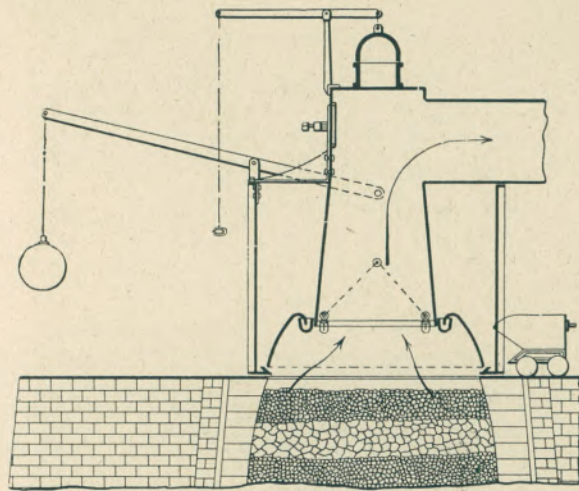
jährlich eine vor seiner aus Berg- und Hüttenleuten bestehenden Hörerschaft hielt. Im einzelnen behandeln die Predigten jeweils ein Metall, das Salz, bergbautechnische Fragen, das Marktscheidewesen, das Glas usw. Als Grundlage der einzelnen Predigten dient also eine technische Frage, an die sich dann geistliche und belehrende Betrachtungen anknüpfen. Bei der großen Gelehrsamkeit und der großen Belesenheit des Verfassers sind die technischen Darstellungen vielfach sehr ins Einzelne gehend und liefern genaue Beschreibungen der damaligen Verfahren, so daß sie uns in ihrer Gesamtheit einen guten Überblick über den damaligen Stand des Berg- und Hüttenwesens vermitteln; daneben besitzen sie noch Wert für die Sprachforschung, da Mathesius auch zahlreiche Ableitungen der technischen Bezeichnungen aus andern Sprachen anführt. So behandelt er zum Beispiel in seiner achten Predigt Eisen und Stahl. Er hält das Eisen neben dem Kupfer für das älteste Metall und belegt seine Meinung mit Stellen aus der Bibel, verbreitet sich dann über das Vorkommen der Eisenerze, bespricht ihre Vorbereitung und das Ausmelzen. Daran schließen sich Bemerkungen über die verschiedenen Arten des Eisens an, und wie man aus Eisen Stahl macht. Auch in dieser Predigt sind seine sprachlichen Bemerkungen wieder hervorzuheben; so spricht er beispielsweise die Vermutung aus, daß der Name der Stadt Barcelona von dem hebräischen barzel (Eisen) stamme, denn Barcelona sei eine Stadt der Phönizier gewesen, und diese hätten dort das berühmte spanische Eisen eingehandelt. Wenn auch seine technischen Betrachtungen und Bemerkungen zum Teil nicht immer richtig sind, so sind sie doch geistvoll und verraten den großen Denker, der sich über alle diese verwickelten technischen Vorgänge ein klares Bild zu machen versucht. Im Eingang zu dieser Predigt knüpft er an das Traumbild des Königs Nebukadnezar von der gewaltigen Bildsäule an, die ihm im Traum erschienen war und den König in großen Schrecken versetzt hat. Am Schluß seiner Predigt kommt er nochmals auf diese riesige Bildsäule zurück und entwirft im Anschluß daran ein gewaltiges Bild der Weltgeschichte und des Weltgerichtes mit prophetischem Hinweis auf schwere Zeiten, die über Deutschland hereinbrechen würden (Dreißigjähriger Krieg).

Neben der Sarepta hat Mathesius noch Kanzelreden veröffentlicht sowie Predigten über das Leben Luthers, die eine große Biographie des großen Reformators darstellen und die dadurch insbesondere von Bedeutung sind, weil sie Mitteilungen über Luther enthalten, die auf eigenes Erleben zurückgehen.

Das ist in großen Umrissen das Leben und das Wirken des Magisters Mathesius.

[Quellen: 1. Beck: Geschichte des Eisens. 2. Bd. Braunschweig 1893—95; G. G. Laube: Aus der Vergangenheit Joachimsthal. Prag 1873; Westermanns Monatshefte 8 (1860) Seite 166—68; Zeitschr. d. Zentralverbandes der Bergbau-Betriebsleiter (Dtsch. Böhmen) 10 (1912) Nr. 18; Johann Mathesius: Sarepta oder Bergpostilla. 1562.]

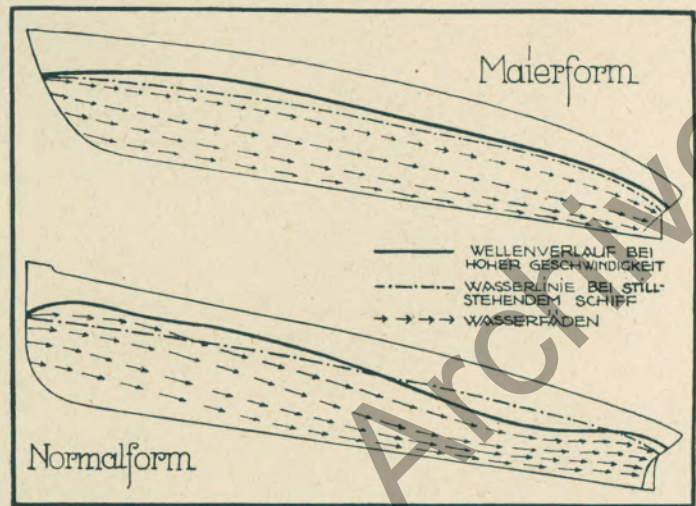
Technische Gedenktage.



Langens Sichtverschluß.

Erste Ausführung in der Friedrich-Wilhelms-Hütte bei Troisdorf.

Aus: Johannsen, Geschichte des Eisens, nach E. Langen in Z. d. B. d. T. 6 (1862), Tafel 16, Figur 6.



Schematische Skizzen der normalen Schiffsform und der Maierform.

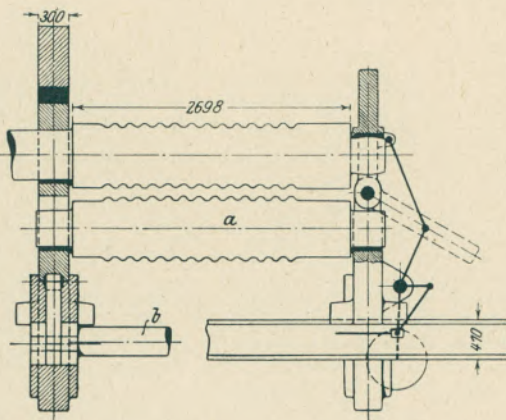
Man vergleiche den Verlauf der Wasserfäden an den beiden Schiffskörpern unter Wasser und an der Wasseroberfläche.

Aus: Blätter für Geschichte der Technik, Wien 1932.

24. 6. 1824 wurde in Solingen Emil Langen geboren. Im Jahre 1846 nahm er nach praktischer Ausbildung im Siegerlande seine Tätigkeit auf der seinem Vater gehörenden Friedrich-Wilhelms-Hütte zu Troisdorf auf und leitete diese Hütte vom Jahre 1848 an selbständig. Die immer knapper werdende Holzkohle zwang ihn, Versuche mit Koks bei der Roheisenerzeugung zu machen, die zu einem günstigen Ergebnis führten, so daß er bereits vom Jahre 1850 an nur mit Koks arbeiten konnte. Damals herrschte noch in den Kreisen der Weiterverarbeiter eine große Abneigung gegen das Koksroheisen vor, und es ist das Verdienst Emil Langens, durch die Güte des Koksroheisens dieses lange Jahre bestehende Vorurteil beseitigt zu haben. In weiten Fachkreisen bekannt geworden ist Langens Namen durch das System seiner Gasabführung bei Hochofen unter gleichzeitiger Anwendung eines Glocksverschlusses. Im Jahre 1868 schied Langen aus der Friedrich-Wilhelm-Hütte aus und übernahm die Leitung der Aktiengesellschaft Eisenwerk zu Salzgitter, die große technische Schwierigkeiten hatte mit der Verhüttung ihrer Feinerze. Bei einem neu zugestellten Hochofen, dessen Inbetriebsetzung Langen selbst leitete, erfolgte eine Explosion, bei der Langen so schwer verletzt wurde, daß er 24 Stunden später starb.

19. 6. 1844 wurde der Ingenieur Fritz Franz Maier geboren. Auf der Technischen Hochschule in Wien holte er sich das wissenschaftliche Rüstzeug und war dann auf verschiedenen Schiffswerften in Italien, Amerika sowie in Österreich tätig. Daran anschließend hielt er sich neun Jahre in England auf, um dann als Vertreter Österreichs einer internationalen Studienkommission zur Untersuchung der Schiffbarkeit der sibirischen Flüsse anzugehören. Diese Arbeiten beschäftigten ihn etwa zwei Jahre, und dann fand er Verwendung als Leiter der Flussregulierung in Bosnien und der Herzegowina. Schon als Student hatte er Beobachtungen über die Wasserverdrängung der Schiffe und den Widerstand der Schiffskörper gemacht, auf Grund deren er nach und nach zu einer neuen Schiffsform gekommen war, die sich nach vielen Schwierigkeiten endlich durchsetzen konnte. Bei dem Maier'schen Schiffskörper sind die Abflußwege der Wasserfäden kürzer und infolgedessen die Reibung geringer. Maier erreichte diesen Vorteil durch eigenartige Gestaltung des Bugs.

15. 6. 1825 wurde in Boizenburg an der Elbe Adolf Knaudt geboren. Nach seinem Studium auf dem Polytechnikum in Wien trat er in die Maschinenfabrik von Weber in Berlin ein, gründete aber einige Jahre später mit einem Freunde in Duisburg eine chemische Fabrik, aus der er jedoch bald austrat, um in Essen in Gemeinschaft mit dem Kaufmann E. J. Schulz ein Puddel- und Walzwerk zu gründen. Das Werk befaßte sich vornehmlich mit der Herstellung von Dampfkesseln und ist dadurch besonders bekannt geworden, daß es die Herstellung von Wellrohrdampfkesseln in Deutschland einführte. Knaudt war ein namhafter Ingenieur, der die Maschinen zur Blechbearbeitung für die

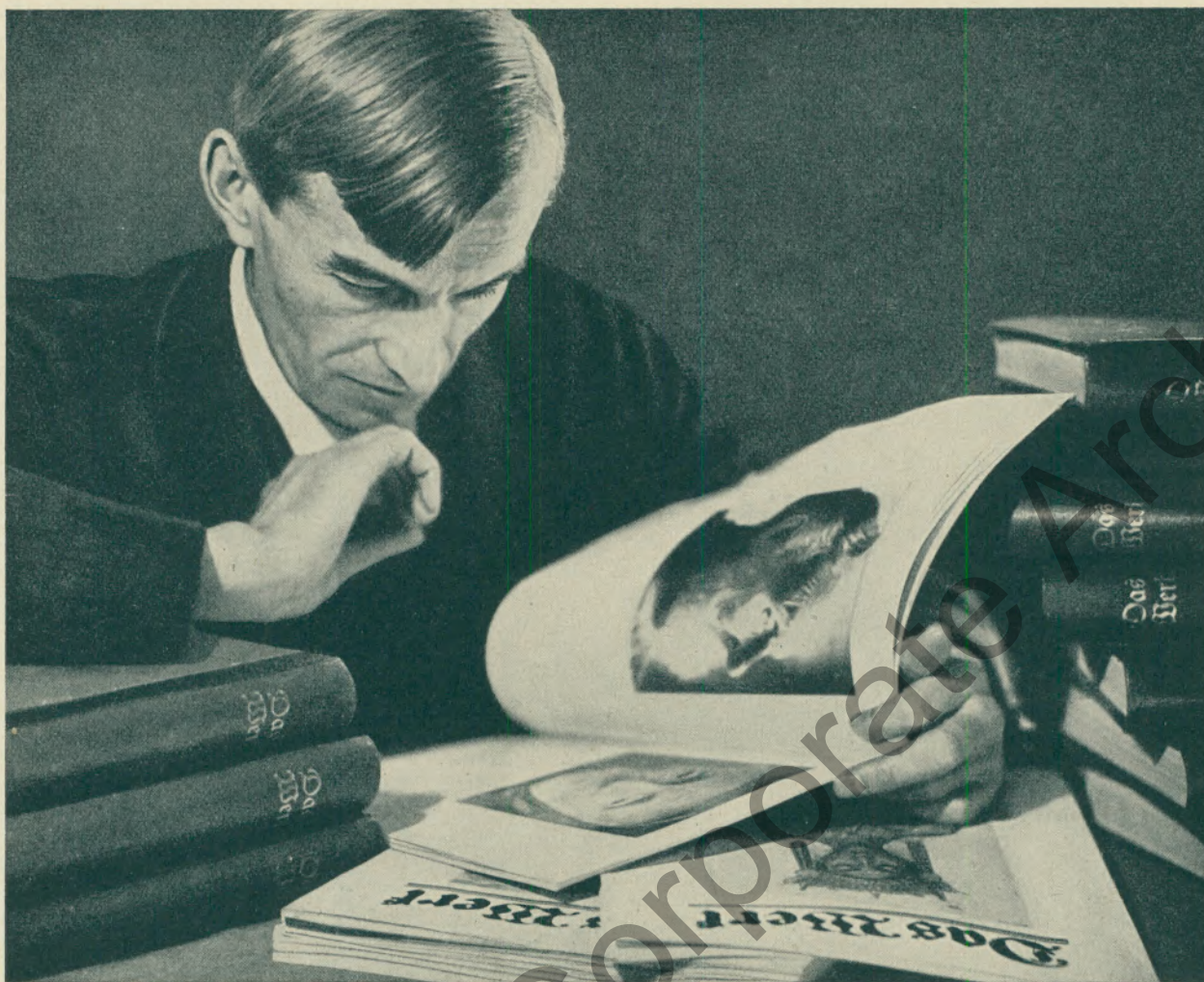


Längsschnitt durch ein Knaudtsches Wellrohrwalzwerk.

Aus: „Beiträge zur Geschichte der Technik“, Berlin 1909.

Herstellung der Dampfkessel in seinem Betriebe fast alle selbst erbaut hatte; zum Teil ist er dabei neue Wege gegangen, aus denen später die Verarbeitungsindustrie Nutzen ziehen konnte. Die Herstellung der Wellrohre für Dampfkessel erforderte viele Vorbereitungen, und es bedurfte der Einsetzung der ganzen Persönlichkeit Knaudts, um hier zu einem befriedigenden Ergebnis zu kommen. Knaudt hatte aber die Vorteile des Wellrohrdampfkessels erkannt und verfolgte die einwandfreie Herstellung solcher Rohre mit der ihm eigenen Fähigkeit. Es war ihm dann auch vergönnt, die Früchte seiner Arbeit zu sehen und den Sieg des Wellrohrkessels zu erleben.

Jahade.



Werbt neue „Wert“-Freunde!

Das Ergebnis der „Wert“-Werbung 1934.

Unsere Anregung, dem „Wert“ neue Freunde gewinnen zu helfen, ist nicht ungehört verhallt. Aus allen Teilen Deutschlands und von weither über das Weltmeer trafen Listen und Anschriften neuer „Wert“-Bezieher ein, die inzwischen, wie wir aus zahlreichen Zuschriften entnehmen konnten, zu „Wert“-Freunden geworden sind. Im europäischen Auslande war dabei ein ganz besonders starkes Interesse unserer westlichsten und östlichsten Nachbarn, der Holländer und Finnländer, festzustellen, das neben einer prozentual erheblichen Steigerung der Bezieherzahl in diesen Ländern seinen Ausdruck in zahlreichen z. T. ausführlichen Würdigungen unserer Zeitschrift in der dortigen Tages- und Fachpresse fand.

Wir danken allen „Wert“-Freunden für ihr Interesse, bemerken schon jetzt, daß wir voraussichtlich auch im nächsten Jahre Prämien für erfolgreiche Werbungen aussetzen, und lassen nachstehend die Liste der Prämien Gewinner folgen.

Die Veröffentlichung der Gewinner unserer beiden Sonderprämien (zwei gerahmte Originalradierungen), an deren Verlosung bekanntlich alle Prämienanwärter ohne Rücksicht auf die Zahl der gewonnenen Bezieher teilnehmen, erfolgt im nächsten Heft.

1. Thyssen Eisen- u. Stahl-AG., Leipzig
2. Prämien: „Burgfriedensbor in Rochem“, Originalradierung von J. Steib.
„Bochumer Verein“, Originalradierung von J. Steib.
2. H. Velsberg im Gelsenkirchener Bergwerks-AG., Hamborn, Schachanlage Thyssen 4/8
Sonderprämie: „Wasserburg Crottorf“, Originalradierung von J. Steib.

Prämie: 4 Bücher: Paul Ernst, Das Glück von Lautenthal, Österreichs Dichterbuch, Prof. Ramme, Tiergrotesken, Der Verein mit dem langen Namen.

3. J. Pisters, Köln
Prämie: „Stahlformgießerei“, Originalradierung.
4. August Thyssen-Hütte AG., Hamborn
Prämie: „Der Eisenhammer“, farbige Zeichnung von Albrecht Dürer (originalgetreue Wiedergabe der Reichsdruckerei).

5. Mitteldeutsche Stahlwerke AG., Riesa
Prämie: „Schienenstraße in Hamborn“, Originalradierung von Franz Graf.
6. Siemens Apparate u. Maschinen G. m. b. H., Berlin
Prämie: „August Thyssen-Hütte, Schienenstraße“, Originalradierung von Franz Graf.
7. Pforr im Bochumer Verein, Hammerwerk, Bochum
Prämie: „Bochumer Verein“, Linolschnitt von B. Goetze.
8. Sächsische Montangesellschaft m. b. H., Chemnitz
Prämie: „Duisburger Hafen“, Originalradierung von H. Otto.
9. R. W. G., Knapfack
Prämie: „Thomasstahlwerk“, Originalradierung von Georg Ganß.
10. Stahlwerksverband, Düsseldorf
Prämie: „Treppe in Rochem“, Originalradierung von J. Steib.
11. Dortmund-Hörder Hüttenverein AG., Bäckerei, Dortmund
Prämie: 3 Halbjahresfreibzüge (Juli-Dezember 1934).
12. Gelsenkirchener Bergwerks-AG., Dortmund
Prämie: 3 Halbjahresfreibzüge (Juli-Dezember 1934).
13. Dipl.-Ing. Vogelpohl, Berlin-Charlottenburg, Technische Hochschule
Prämie: Handzeichnung von Hans Thoma, Faksimiledruck der Reichsdruckerei.
14. Meyer in Deutsche Röhrenwerke AG., Lohnbüro Vierenfeld, Düsseldorf
Prämie: „Gasdynamohalle“, Originalradierung von Franz Graf.
15. Georg Höfer in Siemens-Schuckertwerke AG., Stuttgart
Prämie: „Meine Mutter“, Handzeichnung von A. Dürer, Faksimiledruck der Reichsdruckerei.
16. Deutscher Benzolvertrieb der Vereinigten Stahlwerke G. m. b. H., Hamburg
Prämie: Buch „Der Weg voran“. Eine Bildschau deutscher Höchstleistungen.
17. Herbert Selber in Aufbereitung Alte Hütte, Wissen
Prämie: 1 Buch: Ernst Kraßmann, Das Lächeln des Magisters Anselmus.
18. Wilh. Lütke in Gelsenkirchener Bergwerks AG., Essen
Prämie: 1 Buch: Young, Der schwarze Diamant.
19. Lücke in Thyssen Eisen- u. Stahl-AG., Stettin
Prämie: 1 Buch: B. R. v. Bronsart, Die Herrin.
20. Knopf in Siemens Planjanwerke G. m. b. H., Berlin
Prämie: 1 Buch: Letzte Reise, Novellen.
21. Braunschweigische Kohlenbergwerke, Helmstedt
Prämie: 1 Buch: Hans Friedrich Blumck, Sprung über die Schwelle.
22. Walter Herzog, Augsburg
Prämie: 1 Buch: Alvin Pedersen, Der Scoresbysund.
23. Gelsenkirchener Bergwerks AG., Gruppenverwaltung, Dortmund
Prämie: 1 Buch: Johannes Georgi, Im Eis vergraben.
24. Erden in Deutsche Röhrenwerke AG., Düsseldorf
Prämie: 1 Buch: Hans Epethmann, Der Ruhrkampf 1923-1925.
25. Piskun, Stahlhaus, Düsseldorf
Prämie: 1 Buch: Der Verein mit dem langen Namen.

Je ein Halbjahresfreibezug der Zeitschrift „Das Werk“ (Juli-Dezember):

26. Franz Seig in Thyssen-Rheinstahl AG., Mannheim.
27. Prasuhn in Bochumer Verein, Bochum.
28. Rombach Kohlenhandelsgef. m. b. H., Frankfurt a. M.
29. Herzog in Stahlunion Export G. m. b. H., Düsseldorf.
30. August Thyssen-Hütte AG., Hamborn.

Je ein Vierteljahresfreibezug der Zeitschrift „Das Werk“ (Juli-September):

31. Raab Karcher & Co., G. m. b. H., Stuttgart.
32. Zwiste in Deutsche Röhrenwerke AG., Düsseldorf-Vierenfeld.
33. Gelsenkirchener Bergwerks AG., Zeche Erin.
34. Winterpracht in Bochumer Verein, Hochofen, Bochum.
35. Friedewald in Bochumer Verein, Allg. Verwaltung, Bochum.
36. Brikkettfabrik Treue, Alversdorf.
37. August Thyssen-Hütte AG., Hamborn.

Je eine Sammelmappe in Ganzleinen:

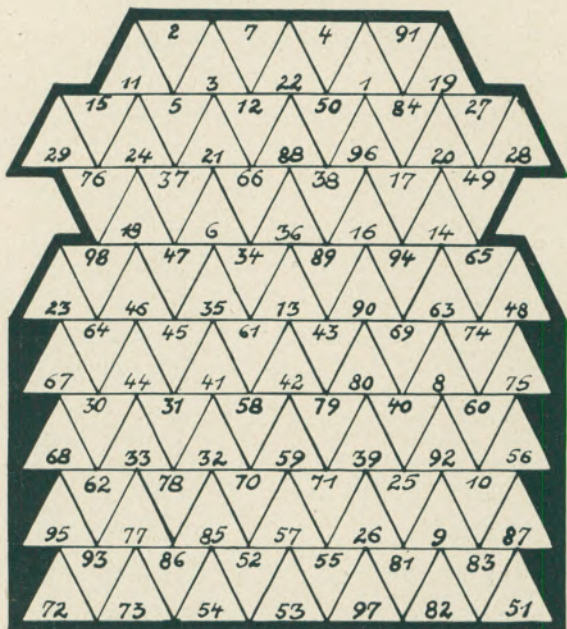
38. Eiswerk Wanheim G. m. b. H., Duisburg-Wanheim.
39. Thyssen Eisen- u. Stahl AG., Königsberg.
40. Duisburger Kupferhütte, Duisburg.
41. Spinnrock in Deutsche Röhrenwerke AG., Düsseldorf-Vierenfeld.
42. Killing in Deutsche Röhrenwerke AG., Düsseldorf-Vierenfeld.
43. V. E. Pfläger, Hamburg.
44. P. Kuhl in Deutsche Röhrenwerke AG., Sittingswerk Vierenfeld.
45. Reichl in Thyssen-Rheinstahl AG., München.
46. Hüttenwerke Siegerland AG., Siegen.
47. Kohlenunion G. m. b. H., Frankfurt a. M.
48. Himbert in Bochumer Verein, Geschloßfabrik, Bochum.
49. Penkman in Bochumer Verein, Buchhaltung, Bochum.
50. Redmer in Bochumer Verein, Stahlgießerei, Bochum.
51. Hans Müller in Stahlunion-Echau G. m. b. H., Düsseldorf.
52. Brings in Vereinigte Stahlwerke AG., Düsseldorf.
53. Überlandzentrale AG., Helmstedt.
54. Mar Stamm, Bernburg.
55. Josef Drepper in Ruhrstahl AG., Henrichshütte, Hattingen.
56. Gelsenkirchener Bergwerks AG., Gruppe Dortmund, Schacht Minister Stein.
57. Kettenwerke Schlieper G. m. b. H., Grüne i. W.
58. Gelsenkirchener Bergwerks AG., Dortmund, Zeche Zollern II.
59. August Thyssen-Hütte AG., Hamborn.
60. August Thyssen-Hütte AG., Hamborn.

Je eine Sammelmappe in Halbleinen:

61. Siemens-Schuckertwerke AG., Frankfurt a. M.
62. Siemens-Schuckertwerke AG., Berlin.
63. Ber. Holzgef. m. b. H., Essen.
64. Stahlwerke Brüninghaus AG., Borhalle.
65. Rheinische Stahlwerke AG., Essen.
66. Berg. Elektrizitätsversorgungs-G. m. b. H., Wuppertal.
67. Martin & Pagenstecher, Köln-Mülheim.
68. Siemens-Schuckertwerke AG., München.
69. Weber in Deutsche Röhrenwerke AG., Sittingswerk Vierenfeld.
70. Ruhrstahl AG., Witten.
71. Carl Raub, Komm.-Ges., Solingen.
72. Seier in Bochumer Verein, Elektro-Abt., Bochum.
73. Hugo Schmidt in Bochumer Verein, Stahlwerk II, Bochum.
74. Gelsenkirchener Bergwerks AG., Zeche Adolf von Hansemann.
75. Th. Wuppermann G. m. b. H., Leberkußen-Schlebusch.
76. Burag, Wickede.
77. Nattermann in Deutsche Röhrenwerke AG., Düsseldorf.
78. Schlau in Deutsche Röhrenwerke AG., Düsseldorf.
79. Dr. Mumm in Deutsche Röhrenwerke AG., Düsseldorf.
80. Lappert in Deutsche Röhrenwerke AG., Düsseldorf.
81. Maischner in Deutsche Röhrenwerke AG., Düsseldorf.
82. Nebbing in Deutsche Röhrenwerke AG., Düsseldorf.
83. Frl. Schmittberger in Deutsche Röhrenwerke AG., Düsseldorf.
84. August Thyssen-Hütte AG., Hamborn.
85. R. W. G., Braunweiler.

Der Flusssknocker

Antworträtsel.



G. B.

a-a-a-a-a-c-c-c-d-d-d-d-d-e-e-e-e-e-e-e-
e-e-e-e-e-e-e-e-e-e-e-g-g-g-g-h-h-h-h-
h-h-i-i-i-i-i-i-i-i-l-l-l-l-l-m-m-m-m-
n-n-n-n-n-n-n-n-n-n-o-o-r-r-r-r-r-r-r-
r-r-r-r-r-r-r-r-r-r-r-r-r-r-r-r-r-r-r-
v-w-3-3

Aus obigen Buchstaben sind Wörter von nachstehender Bedeutung zu bilden. Die Buchstaben entsprechen je einer Zahl und sind in die betreffenden Nummernfelder der Figur einzutragen. Nach richtiger Lösung ergeben die waagerechten Buchstabenreihen, hintereinander gelesen, einen Spruch. Der Spruch sowie die zu erratenden Wörter enthalten die gleichen Buchstaben in gleicher Anzahl. Die Wörter bedeuten:

1 2 3 germanische Waffe. 4 5 6 nicht alt. 7 8 9 10 Entgelt.
11 12 13 14 15 16 17 18 19 20 21 europäischer Staat. 22 23 24 25 26 Ur-
heber. 27 28 29 30 31 32 33 34 35 36 Handwerker. 37 38 39 40 41 42
Verwandte. 43 44 45 46 47 48 Dichter. 49 50 51 52 53 Herbstblume.
54 55 56 57 Haustier. 58 59 60 61 62 Musikinstrument. 63 64 65 66 Zahl.
67 68 69 70 71 optisches Instrument. 72 73 74 75 76 Bergwerk.
77 78 79 80 Aufenthalt. 81 82 83 geisteskrank. 84 85 86 87 88 Neben-
fluß der Donau. 89 90 91 musikalischer Ton. 92 93 94 95 Wetter-
erscheinung. 96 97 98 deutsche Badestadt.

Kauderwelsch.

„Die Nagelprobe machen.“

Die (Kauderwelsch) von der (Pol-Benager) ist einem alten (Kuchen-
Treibart) entlehnt. Dieser (bad-nest) darin, daß man ein (lege-erste)
(Z-fässer-ding) auf den (Alma-Geld-Emu) der linken Hand umstürzte.
Das sollte ein (We-Sieb) dafür sein, daß der (Birkenrecht) bis auf den
(Lage-teller) (Ken-Topf) (leg-teer) war. Dieser (Car-Hub) war im
(Lee-Alm-Tritt) sehr im (G-Waschen), wovon manche (Eifer-Kinder) der
(maid-nagel) Zeit zu (bein-recht) wissen.

Die Buchstaben jeder der eingeklammerten 18 Wortgruppen stelle man
in die richtige Reihenfolge, so daß 18 sinngemäße, sich auf die Erzählung
beziehende Wörter entstehen. Aus jedem einzelnen Kauderwelsch ist also
das richtige Wort herzustellen. W. J.

VI/47

Geheimschrift.

(Jeder Buchstabe ist mit einem andern zu vertauschen.)

AT OTS MOPST LAOFAMGAL,
ERT AOMA NISSAL FI TA-
KAM NOS AOMAN HOMGA EIZ
GAN ELNA, IMG MOPST AKL-
BÖLGODAL, ERT AOMA NIS-
SAL IMSAL JOARAM HOMGALM.
DUASKA.

Schlüssel:

1. ETPALNOSSBUP = Mittwoch nach Estomihi,
2. ZÖLTSAMBERGA = Stadt an der Spree,
3. KALFUD = Fürst, 4. JIRHEM = Feuerspeiender Berg.
CH = ein Buchstabe.

E. H.

Reimrätsel.

Vieh - Warte - Sund - Eki - Tanne - Nachen - Hannchen - Rum -
Barmen - Panne.

Für jedes der vorstehenden Wörter ist ein anderes Wort zu suchen, das
sich mit diesem reimt. Die richtigen Wörter nennen ein Sprichwort.

*

Lösungen aus dem Maiheft.

Silbenzusammenstellrätsel.

1. Völkerbund. 2. Gefreiter. 3. Steuermann. 4. Lichtmesse. 5. Duder-
stadt. 6. Schneeberg. 7. Weichtiere. 8. Staubecken. 9. Conderburg.
10. Hindukusch. 11. Richtigfosen. 12. Pfadfinder.

Völker befreit man nicht durch Nichtstun, sondern durch
Opfer.

Tierkunde.

Schwanz, Schwan.

Geheimschrift.

Schlüsselwörter: 1. Zwilch, 2. Vers, 3. Dom, 4. Fant, 5. Hub.

Was auch als Wahrheit oder Fabel
In tausend Büchern dir erscheint,
Das alles ist ein Turm zu Babel,
Wenn es die Liebe nicht vereint.

Raspi.

(Rasten-Spiral-Silbenrätsel.)

Gefeglich geschügt.

1. Chicago. 2. Lehrer. 3. Gutsmuths. 4. Schlesien. 5. Boreas.
6. Blende. 7. Weiher. 8. Achsel. 9. Etendal.

Das Böse lernt sich leicht, das Gute schwer.

287

Die Bolauflerkronmel

enthaltend die buntesten im verräucherten Monat
eines verräucherten Spottbüchels



Die elektrische Küche.

Zeichnung von Frank.

„... Und jetzt nenn mir ein Wort, das mit *r* anfängt“, sagte der Lehrer. „Na, Huber Karl?“
„Kegnete Mahlzeit, Herr Lehrer.“

(Koralie.)

soll mer da ooch machen“, erklärt er, „immer loofen die Dierchen im Zigg-Bagg. Grade wie ich uff Zigg schieße, schon wedt das dämliche Viech nach Zagg!“

(Koralie.)

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortl. Hauptschriftleiter: W. Debus, Düsseldorf. Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — D. N. 8500. — „Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Breite Straße 69, die Post oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte mit zweifarbigem Umschlag) 8 RM., Einzelheft 75 Pf. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. Bei Sammelbezug (mindestens 10 Exemplare) wird ein entsprechender Rabatt gewährt. — Beamte, Angestellte und Arbeiter der zu den Vereinigten Stahlwerken gehörenden Betriebe erhalten „Das Werk“ zu nachstehenden Vorzugspreisen: Hefte mit zweifarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 6 RM., Einzelheft 60 Pf.; Hefte mit einfarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 4,40 RM., Einzelheft 40 Pf., zuzüglich Porto und Verpackung. — Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrgangs werden, soweit nicht vergriffen, auf Wunsch nachgeliefert. — Für unbedingte Einsendung Manuskripte wird keinerlei Verpflichtung übernommen. — Schriftleitung und Geschäftsstelle befinden sich in Düsseldorf, Breite Straße 69, wohin alle Mitteilungen zu richten sind.

Fernsprecher: Sammelnummer Ortsverkehr 102 11, Fernverkehr 102 31 (Vereinigte Stahlwerke), Nebenstelle 5 00

Um des Glaubens willen.

Schuhhändler Krause sagte zu seiner Frau: „Die arme Frau Krüger hat wirklich wegen ihres Glaubens viel zu leiden!“
„Wegen ihres Glaubens?“ wiederholte die Gattin zweifelnd.

„Ja, sie glaubt, sie hätte Schuhgröße Nr. 37, aber sie braucht mindestens Nr. 40!“
(Wochenschau.)

*

„Na, Hänschen, du freust dich doch sicher über das kleine, neugeborene Schwesterchen?“
„Ne, nich die Bohne, 'n Bruder hätt ich viel lieber gehabt!“

„Woll'n wir's noch umtauschen?“
„Kannste doch jetzt nicht mehr, wo wir's nu schon drei Tage gebraucht haben!“
(Berliner Illustrierte.)

*

Paulchen verschlingt die Indianergeschichten, liest mit hochroten Backen, wie die Indianer, mit Federn geschmückt und das Gesicht kunstvoll bemalt, auf den Kriegspfad gehen.

Die Mama ist beim Anziehen, und aufgeregt kommt der Kleine eines Tages aus ihrem Zimmer gestürzt: „Papa, komm bloß schnell her, die Mama malt immerzu ihr Gesicht, gleich wird sie auf den Kriegspfad gehen!“
(Berliner Illustrierte.)

*

Schaffner: „Können Sie nicht lesen? Hier steht ‚Rauchen verboten!‘“

Fahrgast: „Natürlich sehe ich das, aber daneben steht ‚Tragen Sie Nemo-Korsetts‘. Können Sie da verlangen, daß ich mich um alle diese Schilder kümmer?“
(Kölnische Illustrierte.)

*

Erklärung.

Auf einem Ozeandampfer vergnügten sich die Fahrgäste mit Spielen. Ein Herr trat zu einem andern und sagte: „Wir machen einen Wettlauf zwischen Verheirateten und Unverheirateten. Sie sind doch verheiratet?“

„Nein, seufzt der andere, ich sehe nur so aus ... ich bin seckfrank!“
(Kölnische Illustrierte.)

*

Quibbe hat entschieden Pech bei der Hasenjagd. Er trifft mit Sicherheit daneben. „Was soll mer da ooch machen“, erklärt er, „immer loofen die Dierchen im Zigg-Bagg. Grade wie ich uff Zigg schieße, schon wedt das dämliche Viech nach Zagg!“

(Koralie.)

thyssenkrupp Corporate Archives